



Kiran Desai

Die Einsamkeit von
Sonia und Sunny

Roman

Aus dem Englischen von Robin Detje

Unkorrigierte Leseprobe
mit einem Gespräch mit Kiran Desai



S. FISCHER

Erscheint im März 2026 bei S. FISCHER

Die Originalausgabe erschien 2025 unter dem Titel »The Loneliness of Sonia and Sunny« bei Hogarth, an imprint of Random House, a division of Penguin Random House LLC, New York, USA.

© 2025 Kiran Desai

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2026 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, 60596 Frankfurt am Main

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

ISBN 978-3-10-015338-8

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@fischerverlage.de

»Die Einsamkeit von Sonia und Sunny« ist ein Opus magnum,
an dem Kiran Desai 20 Jahre arbeitete –
die triumphale Wiederkehr der Booker-Prize-Gewinnerin 2006

Sonia studiert Literatur in den verschneiten Bergen Vermonts, Sunny arbeitet als Journalist in New York und träumt von einer großen Zukunft. Als sie sich in ihrer indischen Heimat zum ersten Mal begegnen, sprühen die Funken – bis sie feststellen, dass ihre Großeltern einst eine Heirat für sie arrangieren wollten. Im Strudel ihrer chaotischen Familien, zwischen Tradition und Moderne, gehen sie sich verloren – und geben doch, auch Jahre später, die Suche nach dem gemeinsamen Glück nicht auf.

Eine zarte Liebesgeschichte zwischen den Kontinenten, ein Roman über Klassengegensätze und Generationenbrüche, über gebrochene Herzen und nie verlorene Hoffnung, über Künstler und Reisen.

»Ich wollte einen kleinen Koffer packen
und für immer in dem Buch bleiben.«

Ann Patchett

Nominiert für den Booker Prize 2025

»Kiran Desai enthüllt die Weite und Tiefe der Zeit, wie sie auf Familien und Nationen lastet, die im Drama der Geschichte gefangen sind. Sie fängt dies mit einer seltenen und scharfsinnigen Sensibilität ein und wirft so ein Licht auf unsere Gegenwart.« *Hisham Matar*

»Was für eine Freude! Ich habe schon lange kein Buch mehr gelesen, das meine Seele so hell hat werden lassen – so leicht und so leichtfüßig, so schön, so humorvoll. Eine großartige und mitreißende Liebesgeschichte, wunderschön erzählt: Sie hat mich sanft umgehauen und mir das Herz gebrochen.« *Namwali Serpell*

Kiran Desai

**Im Gespräch über
»Die Einsamkeit von Sonia und Sunny«**

»Das Buch war so sehr meine ganze Welt,
dass das Leben jenseits davon
sehr dünn erscheint.« *Kiran Desai*

*Als Ihnen 2006 den Booker Preis für Ihren letzten Roman »Erbin des verlorenen Landes« (»Inheritance of Loss«) verliehen wurde, arbeiteten Sie bereits an einem neuen Projekt, das damals schon den Titel »Die Einsamkeit von Sonia und Sunny« trug. Auf der Frankfurter Buchmesse wurde 2006 Indien als Gastland gefeiert, die »Erbin des verlorenen Landes« stand ganz im Focus, und es war im Herbst eines der Lieblingsbücher der Buchhändler*innen. Viele drängten Sie nach einem neuen Buch. Hätten Sie damals geglaubt, dass Sie zwanzig Jahre daran arbeiten würden?*

Kiran Desai: Nein. Und ich habe auch nicht gemerkt, wie die Jahre vergehen. Ich habe einfach genau so gearbeitet wie die Künstler in meinem Buch – wie eine Ameise, wie ein Regenwurm: Ich habe kleine Bröckchen aus dem wirklichen Leben in die Welt meines Romans übertragen. Der Titel war mein Leitstern. Er hat mir dabei ge-

holfen, die vielen Tausend Seiten, die ich geschrieben hatte, zu einer Geschichte über zwei Menschen zu machen, deren Liebe unter einem ungünstigen Stern steht.

Ihre Liebe ist wie eine Saite zwischen die Widersprüche unserer Zeit gespannt, hochsensibel und hochkompliziert. Wenn Sie nun nach der ganzen Arbeit aus der Welt Ihres Buches heraustreten, das an so vielen Orten spielt und dem Leser die Gesellschaft so vieler Charaktere bietet: Haben Sie da das Gefühl, dass sie das Buch verlassen oder verlässt Sie das Buch?

Kiran Desai: Ich glaube, irgendwann mussten wir einfach getrennte Wege gehen. Aber ich frage mich, wie es als Autorin wohl wäre, einfach weiter zu machen, immer weiter, nach der Art von Proust.

Sie sind eine der entschiedensten Autorinnen, die ich kenne: Als sie merkten, dass das Manuskript auf über 5000 Seiten angewachsen war, planten Sie keine Romanserie, sondern griffen zur Schere.

Kiran Desai: Viele von den 5000 Seiten enthielten Varianten von Szenen oder ähnliche Episoden und Reisen, die alle auf eine bestimmte Gefühlslandschaft hinaus wollten. Ich habe aber auch ein paar Kapitel gestrichen, die mir lieb waren. Zum Beispiel eine tiefergehende Erkundung von Satyas und Pujas Landleben in den USA. Und die Geschichte von Sonias deutschem Großvater.

Während die meisten Verlage geduldig auf Sie warteten, hatte Sie die Unterstützung einer leidenschaftliche Leserin.

Kiran Desai: All die Jahre hatte ich meine geliebte und erfahrene Mutter Anita Desai an meiner Seite. Sie kennt die Landschaft und die Menschen, über die ich schreiben wollte, und hat manchmal schon

geahnt, was ich sagen wollte, bevor es mir klar geworden war. Für mich war lange alles ganz wolkig. Da waren aber auch meine Lektoren, die frühere Fassungen gelesen haben, Robin Desser und David Ebershoff. Und Sie, Hans, sind der erste fremdsprachige Lektor, dem ich mein Buch geschickt habe.

Ihre Sprache ist so melodiös und rhythmisch – haben Sie während dem Schreiben Musik gehört? Oder war die Musik immer in Ihrem Kopf?

Kiran Desai: In den ersten Jahren habe ich Musik gehört. Dann habe ich in der Stille gearbeitet. Vielleicht habe ich die Klugheit der Musik genutzt – Räume, wie Musik sie öffnet, oder ihre Art zu denken. Und diese Musik und die mystische Poesie der Texte – von Nusrat Fateh Ali Khan, Abida Parveen, Iqbal Bano oder Kabir – ist schon eingebettet in das Thema des Romans. Für uns in Indien, in Südasien, bedeutet diese Musik soviel wie eine Flucht aus den starren Strukturen von Religion und Kastenwesen, vor den blutigen Grenzen, die uns trennen. Auch die Suiten für Violoncello von Bach habe ich gehört, Chopin, gespielt von Claudio Arrau. Eine der Figuren meines Romans hört Arvo Pärt. Diese musikalischen Elemente verdanke ich meinem Vater, der auf seinem Dach in Delhi in der Abenddämmerung Musik hörte.

Und dann habe ich irgendwann meinen Roman gelesen, immer wieder, um den Rhythmus des Ganzen zu erfassen. Um das Motiv des Raums, der Verwandlung, der Flüchtigkeit ganz sicher fassen zu können.

Der sinnliche Reichtum und die dicht gewebte Textur des Geschichte mit ihren zahlreichen Nebenhandlungen deutet auf die die Kunst des Romans des 19. Jahrhunderts. Aber der Text hat nichts Nostalgisches, sondern etwas unerhört Gegenwärtiges. Ihre Schreib-Kokon musste einige Fenster auf den sich beschleunigenden Lauf der Welt gehabt haben.

Kiran Desai: Haha, ich habe während des Schreibprozesses »*Middlemarch*« von George Eliot und Thomas Manns »*Buddenbrooks*« gelesen. Aber natürlich sickert die Politik unserer Zeit in den Roman ein, und es wäre ein Wahnsinn, wenn nicht auch die Politik tief im Sedi-
ment allen Lebens, aller Geschichten verankert wäre. Die Großeltern in meinem Buch sind im britischen Indien geboren, haben die Teilung erlebt, die entschlossene Säkularisierung, ihr Leben den neuen Idealen angepasst, und mussten dann sehen, wie diese Vorstellungen vom weltweiten Aufschwung des Nationalismus wieder geschwächt wurden. Das sind Figuren, die sich im Lauf ihres Lebens erst an Großbritannien und Europa orientiert haben, dann an der Sowjetunion, später an den USA. Aber die Politik wird immer aus der privaten Perspektive betrachtet, es ist Politik um der Kunst Willen, nicht anders herum.

Das Buch ist zugleich indisch wie kosmopolitisch, seine Landkarte ist weitgespannt: von Allahabad nach Vermont, von Delhi nach New York, und es gibt eine Verbindung, die nach Berlin führt. Im Roman ist diese Geschichte fiktiv, aber sie deutet auf eine überraschend enge Beziehung Ihrer Familie zu Berlin.

Kiran Desai: Ja, da gibt es diese Beziehung. Ich hatte schon viele Seiten darüber geschrieben, aber musste sie herausnehmen. Die Geschichte ist zu außergewöhnlich, um im Roman nur eine Nebenhandlung abzugeben.

Meine Großmutter mütterlicherseits, meine »Oma«, stammte aus Deutschland. In den Zwanzigerjahren des 20. Jahrhunderts haben indische Familien, die gegen die Briten waren, als Freiheitskämpfer, ihre Kinder manchmal zum Studium nach Deutschland geschickt und nicht, wie üblich, nach England. Mein Großvater stammte aus einer Familie von Landbesitzern im heutigen Bangladesch – einer Gegend wie der von Rabindranath Tagore, Landgüter in der weiten

Flusslandschaft Bengalens. Er ist in den Zwanzigerjahren nach Berlin gegangen, hat in Charlottenburg an der Technischen Hochschule studiert und die Tochter eines deutschen Zeitungsredakteurs geheiratet. Sie hat sich mit ihrem Goethe und Schiller und ihrem Meissner Porzellan nach Indien eingeschifft. Dann brach in Europa der Krieg aus. Indische Soldaten kämpften mit den Briten gegen Deutschland, und gleichzeitig kämpfte man in Indien gegen die Briten um die Unabhängigkeit. Indien erlebte die Gewalt der Teilung und das Ende der Herrschaft der Briten. Eine Welt aus Widersprüchen, und mittendrin eine Liebesgeschichte wie die meiner Großeltern.

Nach vielen Jahren hat meine Mutter das Kolbe Museum in Berlin besucht; dort stehen eine Büste und ein Torso meines Großvaters von Georg Kolbe. Er hatte meine Großeltern einander vorgestellt: Er hatte meinen Großvater auf der Straße gesehen und gefragt, ob er ihm Modell stehen würde. Das Kolbe Museum hat meiner Familie einen Abguss der Büste geschickt. Sie steht bei meiner Tante in ihrem Haus im Vorgebirge des Himalaya. All diese Geschichten sind tief in die Gedanken eingegangen, die hinter der »Einsamkeit von Sonia und Sunny« stehen. Und die Bronze-Büste hat einen kurzen Auftritt.

Aufgezeichnet von Hans Jürgen Balmes, übersetzt von Robin Detje

Kiran Desai, geboren 1971 in Neu-Delhi, zählt zu den wichtigsten literarischen Stimmen Indiens. Als Jugendliche zog sie mit ihrer Familie – zwei Brüder, eine Schwester – nach England, dann in die USA, wo sie bis heute lebt. Ihr Debüt war 1998 der Roman »Der Guru im Guavenbaum«. Als damals jüngste Autorin wurde sie 2006 für »Erbin des verlorenen Landes« mit dem Booker Prize ausgezeichnet, für den Anita Desai, ihre Mutter, dreimal auf der Shortlist stand. Im gleichen Jahr erhielt »Erbin des verlorenen Landes« auch den National Book Critics Circle Fiction Award.

»Ich konnte es kaum erwarten, einen so wunderbar geschriebenen, weit ausgreifenden Roman zu lesen. Desais Geschichte handelt – erschütternd, poetisch und tief romantisch – von Migration, Verlust und Liebe, von ehrgeizigen Künstlern und stellt die zentrale Frage: Was bedeutet es, zusammen zu gehören? Wie kann man versuchen, die Zukunft zu fassen, wenn man von der Vergangenheit heimgesucht wird? Dieser ergreifende Roman – voller Kultur, gebrochenen Herzen und Hoffnung – ist eine reine Lesefreude.«

Khaled Hosseini

Kiran Desai
Die Einsamkeit von Sonia und Sunny

Roman

Unkorrigierte Leseprobe
Aus dem Englischen von Robin Detje

Teil 1

Einsam? Einsam?

Kapitel 1

Die Sonne hatte sich noch nicht gegen den Winterdunst der Morgendämmerung durchgesetzt, als Ba, Dadaji und ihre Tochter Mina Foi, fest in ihre Schultertücher eingemummelt, auf der Veranda erschienen, die Teetassen an den Lippen, und eifrig im Ausschlussverfahren entschieden, was sie den Rest des Tages über essen wollten. Beim Frühstück musste der Koch seine Anweisungen erhalten, damit er gleich auf den Markt gehen konnte. Das war an Minas fünfundfünfzigsten Geburtstag am 1. Dezember 1996, und in der Küche lag schon seit gestern Abend das Lammfleisch für das abendliche Kebab in der Marinade.

»Reis?«, rief Ba, »Roti?« Sie wurde langsam taub, aber sie wusste, dass sie lauter sprechen musste, um den morgendlichen Verkehr zu übertönen, der am Tor vorüber donnerte, und die Schreie Hunderter Krähen, deren Getöse so eng mit den Mühen der Sonne verbunden schien, dass es jeden Morgen klang, als brächten die Vögel das Licht. »Pilau?«, schlug sie vor, »Paratha?«

Über ihnen, auf dem Portikus des Eingangs, hockte die Gipsbüste eines stattlichen Herrn mit Schlips und Kragen, inspiriert vielleicht

von einer Zeichnung des ersten Besitzers dieses Bungalows, der Europa bereist hatte, das Skizzenbuch immer parat, so wie er es von Ausländern in Indien kannte. Und ob es nun an der künstlerischen Vorlage lag, an den Misstönen der Umgebung Allahabads oder dem Vogelkot, die Büste sah jedenfalls weniger nach einem würdigen Edelmann aus als nach einem törichten Snob, den Blick in einen Himmel gerichtet, in dem ein Vierteljahrhundert lang kein Leben mehr gewesen war. Nicht mehr, seit die Fernstraße für die Laster ausgebaut worden war, die Kohlköpfe, Zement, Ziegen, Weizen ins Land trugen, und – wenn man den Zeitungen oder den Gerüchten glauben durfte – Prostituierte und Geschlechtskrankheiten.

Unbeeindruckt von dem edlen Herrn, den schmutzbringenden Lastwagen und der Familie auf der Veranda ließen die Krähen ihr Lärmen zu einem Crescendo anschwellen.

»Blumenkohl?«, drängte Ba. »Spinat?«

»Kartoffeln?«, sagte Dadaji und hob die Füße an. Er rieb sie so genüsslich und gründlich aneinander wie samtweiche Hände. »Der Gujarati schätzt die Kartoffel mehr als andere«, sagte er, als wollte er sich einem unsichtbaren Anthropologen erklären. Sie waren eine Familie aus Heimatvertriebenen, Gujaratis, die in Uttar Pradesh festsäßen. Vor vielen Jahren hatte es Dadaji als Anwalt an das Gericht von Allahabad verschlagen.

Die beiden klobigen Telefone, die nun klingelten – eines in einer Ecke des Wohnzimmers, das andere auf Dadajis Schreibtisch –, klangen wie Sumpfröten, *trr trr trr*, und sie wussten, das war der Geburtstagsanruf von Mina Fois Bruder Manav, dem zweiten Kind von Dadaji und Ba. Dadaji nahm den Hörer an seinem Schreibtisch ab, und Mina Foi ging an den Apparat im Wohnzimmer. Ba telefonierte nie, das war nicht ihre Art.

»Ein langes Leben, Mina«, wünschte Manav seiner Schwester.

»Es ist schon viel zu lang«, sagte Mina Foi. Sie wollte ihrem Bruder erzählen, dass sie auf einen Besuch des Missionars-Paares hoffte, das

im vergangenen Jahr mit Cookies vorbeigekommen war, mit Chocolate Chips aus Iowa – aber inzwischen wussten sie wahrscheinlich nicht mehr, dass sie Geburtstag hatte, und sie konnte sie nicht daran erinnern. Sie durfte keine eigenen Telefonate führen, das war ein überflüssiger Luxus.

Dadaji berichtete von den Wertsteigerungen seiner Investments, und dann, gegen Ende des Gesprächs, fragte er nach der Gesundheit seiner Schwiegertochter Seher und seiner Enkeltochter Sonia.

»Um Sonia machen wir uns Sorgen«, antwortete Manav. Sonia besuchte ein College in Vermont. »Sie ist depressiv geworden. Am Telefon weint sie, und wenn wir sie am Tag darauf anrufen – wieder das Gleiche.«

»Aber warum denn?«, fragte Dadaji. »Sie ist schon drei Jahre dort. Was gibt es plötzlich zu weinen?«

»Sie ist einsam, sagt sie.« Vor zwei Jahren war Sonia das letzte Mal in der Heimat gewesen.

»Einsam? *Einsam?*«

Für Einsamkeit hatte man in Allahabad kein Verständnis. Sie kannten dort vielleicht die Einsamkeit, die entstand, wenn man sich missverstanden fühlte; sie kannten vielleicht das leere tote Gefühl der Nachmittage von Allahabad, eine Ebbe, die ewig währen mochte; aber sie waren noch nie allein zuhause gewesen, hatten nie eine Mahlzeit allein eingenommen, nie an einem Ort gelebt, an dem sie Unbekannte waren, waren nie aufgewacht, ohne dass ein Koch ihnen Tee brachte oder ohne mehreren Menschen einen guten Morgen zu wünschen:

*Namaste, Khansama.
Guten Morgen, Mummy.
Guten Morgen, Daddy.
Mina, guten Morgen.
Ayah, Namaste –*

Immer wenn Dadaji an das Gedicht von Wordsworth dachte, das man ihm in der Schule beigebracht hatte — *Ich wanderte der Wolke gleich, die einsam treibt auf Hügel und Tal* —, kamen die Zeilen ihm so lächerlich vor, dass er den Kopf in den Nacken legte und schallend lachte, bis ihm mit Karacho die Prothese aus dem Mund schoss. Aber seine Gewinne am Aktienmarkt machten ihn ungewöhnlich großzügig, und er sagte Mina Foi, sie solle Sonia anrufen. Sein Sehvermögen hatte nachgelassen – Netzhautablösung, grüner Star, Linsentrübung –, er hielt sich eine Lupe vor das feuchte rote Auge und beugte sich vor, bis seine Nase an das Adressbuch stieß, als er die Nummer des Wohnheims des Hewitt College vorlas, in North Hewitt, Vermont. Mina Foi steckte den Finger in die Löcher der Wählscheibe und versuchte, zu ihr durchzukommen, fast eine Stunde lang, bis ihr die Finger taub geworden waren. Schließlich hörte sie ein fernes Läuten, und jemand antwortete mit einer Stimme, die ihr wie die eines Cowboys vorkam.

Zum Glück war Dadaji am anderen Telefon. Mit einem Cowboy zu sprechen traute Mina Foi sich nicht zu. Ihr Finger ragte wie in einem Starrkrampf in die Luft.

»Hallo, hallo, bitte verbinden Sie uns mit Sonia Shah, sie ist in Zimmer 5«, rief Dadaji. Und als Sonia am Apparat war, fragte er: »Was ist denn los? Warum erzählt dein Vater, dass du unglücklich bist? Läuft das Studium nicht gut?«

»Doch«, sagte Sonia mit einem dünnen Stimmchen.

»Und? Wo ist dann das Problem?«

»Was bekommst du dort zu essen?«, wollte Mina Foi wissen.

»Makkaroni!«, rief ihr Großvater am anderen Telefon.

»Nein, Dadaji«, antwortete Sonia, »der Speiseplan ist sehr international. Es gibt den chinesischen Abend, den mexikanischen Abend.«

»Auch einen indischen Abend?«, wagte Mina Foi sich vor.

»Manchmal gibt es Tomato Tigers zum Lunch, das sind Tomaten mit Käse auf einem getoasteten Muffin mit Currypulver.«

»Das habe ich ja noch nie gehört!« Empörung.

»Nachspeise?«, hauchte Mina Foi.

»Brownies mit Eis, Pecan Pie und Blueberry Pie.«

Schon der Gedanke an so geheimnisvolle Leckereien ließ Mina Foi vor Herzschmerz niedersinken.

»Pie ist etwas sehr Amerikanisches«, bestätigte Dadaji. »Na, was gibt es denn da zu weinen, du Glückskind?«

»Mir platzt der Kopf«, versuchte Sonia zu erklären. »Ich muss immerzu über mich und meine Probleme nachdenken. Ich habe Angst vor dem Winter. Die Kälte und die Dunkelheit machen alles noch schlimmer ...«

»Mach ein paar Kniebeugen, dann wirst du wach, und dann setzt dich an die Bücher. Durststrecken muss man durchhalten. Hätte ich das Leben, in das ich hineingeboren war, nicht aufgegeben, würdest du jetzt in Nadiad leben, mit sechzehn verheiratet, und nicht in Amerika studieren.«

Als Mina Foi an die Kindheitsbesuche auf dem Familiensitz dachte, wo die Frauen den Männern die Essensreste abbetteln mussten, begannen ihre Hände im Schoß einander zu würgen. Wenn die Mädchen ihre Tage hatten, wurden sie selbst aus dieser Randexistenz vertrieben, in eine Hütte ganz hinten auf dem Grundstück, und mussten von Tontellern essen, die später auf dem Müll zerschlagen wurden, auf dass sie die Welt nicht beschmutzten.

Dadaji ganz allein hatte sie aus dieser Rückständigkeit gerissen. Er mochte starrsinnig und aufbrausend sein, aber genau mit diesen Eigenschaften hatte er Ba tagein, tagaus einen Platz am Esstisch aus Mahagoni verschafft. Als er in den Ruhestand gegangen war, hatte er sie mit auf eine Weltreise genommen, zusammen mit seinem jüngeren Bruder Amal Kaka und dessen Frau, da hatte Amal Kaka noch nicht das Land der Familie gestohlen, und die Brüder standen einander nahe.

Nach den vielen Jahren konnten Ba und Dadaji sich an keine einzige Sehenswürdigkeit mehr erinnern, an kein Denkmal, kein Museum,

aber den grünen, auf dem Weg zum Machu Picchu verlorenen Schal vergaßen sie nie; auch nicht den Apparat, der ihnen eine Audioführung durch den Vatikan versprach, aber als sie die Münzen eingeworfen hatten, geschah nichts, und als sie sich beschweren wollten, war Mittagspause und der Schalter war nicht besetzt. »Sollen wir in zwanzig Minuten wiederkommen?«, hatten sie den Wachmann gefragt. »Sind zwanzig Minuten etwa eine Mittagspause!?«, hatte der Mann wütend erwidert. Daran erinnerten sie sich, und dann wussten sie noch, wie sie in Wien an Verstopfung gelitten und nach einigermaßen bezahlbarem Obst gesucht hatten, vergeblich. In London, in einem Hotel namens The Buckingham, wo man von anständigem Umgang ausgehen durfte, hatte man ihnen gesagt, das Frühstück sei inbegriffen, obwohl es nicht stimmte. In Paris hatten sie ein kleines Vermögen gespart und sich abends im Wasserkocher Reis und Linsen gekocht hatten; Dadaji war auf einen Stuhl gestiegen und hatte den Feuermelder auseinander genommen. Die französische Küche hatte sie enttäuscht – was sollte das ganze Gewese? Wohin sie auch gingen, sie bekamen die gleichen drei Sandwiches und die gleichen zwei Soßen. Frankreich hatte die ganze Welt mit diesen beiden Soßen terrorisiert.

Außerdem fiel ihnen in den meisten Ländern auf, dass die Menschen Reisenden aus Indien keinen Respekt zollten, den Weißen aber nachliefen und ihnen schmeichelten. Und so schien es am besten, man blieb unter Seinesgleichen und hielt sich penibel an die eigenen Maßstäbe. Nachdem sie sich die große Welt klein gemacht hatten, kehrten Ba und Dadaji befriedigt wieder nach Hause zurück.

»Warum einsam?«, sagte Dadaji zu Sonia. »Wir fanden die Amerikaner so nett. Auf dem Weg zu Grand Canyon haben wir unsere Bananen im Bus vergessen, und eine Dame ist ausgestiegen und uns nachgelaufen, um sie uns zu bringen. Sie musste auf den nächsten Bus warten.«

»Ja, nett sind sie«, stimmte Sonia leise zu.

»Und so ein schönes Land ist das«, sagte Dadaji.

»Das stimmt«, sagte Sonia.

»Und so viel weiter Raum!«

»Ja.« Sie hörten, wie Sonia zu weinen begann, und dann war die Leitung tot.

Sie kehrten auf die Veranda zurück; ein zweiter Anruf wäre zu verschwenderisch gewesen. Die Sonne schimmerte jetzt matt durch den Dunst, die Krähen hatten sich beruhigt, und die bucklichte Ayah war eingetroffen und hatte zu fegen begonnen, mit einem Reisigbesen, der mehr als doppelt so groß war wie sie. Kopf und Gesicht bedeckt von ihrem Sari, der staubfarben war, fegte sie den Staub aus dem Haus auf die Veranda, dann Stufe für breite niedrige Stufe hinab in den Guavenhain – in dem zur rechten Zeit die berühmten pinken Guaven Allahabads reifen würden –, wedelte den Staub in den Staub auf dem Staub, schuf ein Muster aus Staubmäusen bis an die Grenzen des Grundstücks.

Gegen Abend wären Sand und Staub dann zurück, würden die kleinen Öffnungen im Maschendraht der Fliegengitter verstopfen, sich auf die Philodendren legen, seine Schatten werfen auf den Namen am Tor – *M. L. Shah, Advocate, High Court* –, die Unterlagen und Akten abschmirgeln, die Tasten der Schreibmaschine knirschen lassen. Als Sonia klein gewesen war, hatte Mina Foi in den Ausguss gespuckt und ihr nicht ohne einen gewissen Stolz gezeigt, dass, ihr Speichel gelblich war vom Schmutz, den die Lastwagen aufwirbelten.

Ba und Dadaji hatten Mina Foi nicht auf ihre Weltreise mitgenommen, denn da hatte sie sich schon glücklos gezeigt, und wenn ein Mensch glücklos geboren ist, muss man sich mit ihm keine Mühe mehr geben. Vor dreiunddreißig Jahren hatte Dadaji mit leicht vorwurfsvollem Schweigen seine Tochter nach einer sechsmonatigen Ehe bei der Heimkehr begrüßt, obwohl er es gewesen war, der die Verbindung ausgehandelt hatte. Es konnte es nur Mina Fois Schuld sein, weil sie glücklos war.

»Bei Mina klappt einfach nichts«, erklärte Ba, und es war, als wäre

ihre Tragödie damit gewaschen, zusammengelegt und in eine dieser schwarzen Kisten geworfen worden, voll mit Aussteuer-Saris, Wollsachen und Mottenkugeln, die Generationen überdauern würden. Aber an ihrem Geburtstag wurde zum festlichen Anlass jedes Jahr der Ambassador vom Fahrer eingeseift und gewaschen, so liebevoll, als wäre der Wagen ein Büffel, und dann vorgefahren, damit Mutter und Tochter Mina Fois väterliches Erbteil in Augenschein nehmen konnten, den Familienschmuck, der sicher in einem Schließfach der Bank of Baroda lag. Auf dem Weg setzten sie Dadaji am Haus des Colonels an der Thornton Lane ab, für die allwöchentliche Verabredung zum Schachspiel. In einem marineblauen Blazer mit roter Krawatte, formell gekleidet wie immer wenn er ausging, erinnerte er dann die Frauen daran, dass sie ihn in zwei Stunden wieder abholen sollten, und setzte sich zum Colonel, der im Vorgarten vor dem Schachbrett auf ihn wartete, ebenfalls mit Schlips und Kragen.

Mina Foi trug ihren neuen Geburtstagssari, blumiges Lila. Der ihrer Mutter war grün mit einem Wellenmuster. Beide Frauen waren von Baumwolle auf Polyester umgestiegen, weil sie es haltbarer, schicker und pflegeleichter fanden. An den Füßen trug Mina Foi ihre üblichen Hawaii-Flipflops. Ihre Fußsohlen waren rissig. Sie hatte eine Warze an der Nase, einen leichten Schnurrbart und weiche haarige Beine, die sie unter ihrem Sari aneinander rieb, wenn sie sich freute, und manchmal auch im Bett, wenn sie in der Morgendämmerung ganz entspannt war und sich die schlafenden Brüste hielt – lieb und sanft, bevor der Tag begann.

Mina Foi und ihre Mutter trafen in der Bank ein und stiegen aus dem Tageslicht hinab in den einer Grabkammer gleichenden Keller, wo die eisernen Schließfächer und die darin ruhenden Schätze von einem Wachmann mit gewirbeltem Schnurrbart geschützt wurden, mit einer Muskete aus der Rüstkammer einer anderen Zeit. Ein Angestellter dokumentierte die Zeit ihrer Ankunft und hielt Mina Foi die wackelige Leiter, sodass sie zum Schließfach ihrer Familie in der

oberste Reihe hinauf klettern konnte. Von dort reichte sie vergilbte Schachteln und alte Plastiktüten herab, nicht ohne zu registrieren, dass der Bankmensch mit einer Haarklemme ein hennafarbene Toupe auf seinem Kopf befestigt hatte. Seine Eitelkeit versetzte ihr einen Stich. Die Schachteln und Tüten trugen die Namen längst geschlossener Geschäfte und erzählten vom Glanz vergangener Zeiten: *Jewellers Gopaldas Chandraprakash & Sons, Bhagatram Jainarain Jewellers, Haji Rafique Jewellers, KG Sultania Calcutta Walla Jewellers*. Die Plastiktüten waren spröde und ausgebleichen, verschlossen mit in der Sommerhitze geschmolzenen und zur wurmartigen Krusten verschrumpelten Gummibändern. Auch die Tücher, in die die Schmuckstücke eingeschlagen waren, war grau geworden, aber der Glanz der Juwelen hatte sich durch das Alter verstärkt. Mina Foi und ihre Mutter bewunderten die trüben Rubine und Smaragde, die knubbeligen Perlen mit dem Glanz geronnener Buttermilch, vermischt mit einfachen Glasperlenketten im farbenfrohen Stil von Gujarat. Da gab es Kundan-Diamanten in großen, klobigen Gehängen, ein Teil von Mina Fois Aussteuer, von dem Ba befürchtet hatte, die Schwiegereltern würden ihn nach der Scheidung behalten. Als sie es nicht taten, um sich noch wirkungsvoller als schuldlose Partei präsentieren zu können, hatte Ba – unter den Umständen – natürlich nicht gejubelt, sich aber gefühlt, als würden ihre Gedärme sich wieder einrenken. Das Schließfach in der Staatsbank war ausgenommen worden, nun war es wieder hergestellt. Ihre Seele war aus dem Lot gebracht worden, nun war sie wieder im Gleichgewicht. Es gab aber ein noch tieferes Gefühl des Verlusts, das sie quälte, geerbt von der Mutter, die wieder und wieder um einen kostbaren burmesischen Rubin geklagt hatte, groß wie ein Taubenei, der verschwunden war, als die Familie ihr Geschäft in Rangun aufgeben und nach Nadiad hatte zurückkehren müssen. Der Verlust des Rubins und der finanzielle Ruin des Vaters hatten Bas Selbstgefühl nachhaltig erschüttert.

Bei Sonias letztem Besuch bei den Großeltern in Allahabad, im

Sommer bevor sie in die Staaten aufs College ging, hatten Ba und Mina Foi sie mit in die Bank genommen, für einen Besuch beim Familienschmuck. Nachdem sie die Geschichte vom verlorenen Rubin aus Burma aufgesagt hatte, hatte Ba pflichtschuldig erklärt: »Die schönste Garnitur ist für dich Sonia, wenn du einmal heiratest.« Den Schmerz, den die Worte Mina Foi brachten, hatte sie hinter einem besonders ernsten Blick verborgen, als würde sie über eine Krankheit sprechen, und für den Fall, dass Sonia unverfroren einwilligen sollte, hatte sie sich abgewandt: »Danke, Ba.«

Mina Foi hatte Sonia geholfen, ein Perlenarmband mit einer kniffligen Smaragd-Schließe anzuprobieren, und sich daran erinnert, wie sie es am Tag ihrer Hochzeit getragen hatte, auf trunkene Weise hoffnungsfroh, was sie bis heute quälte. So unschuldig war sie gewesen, und als ihre Unschuld zerstört worden war, hatte sie sich so geschämt. Plötzlich kam es ihr vor, als hätte sie Sonia ihr ganzes Pech umgehängt. »Nimm es ab!«

Ba, die das Herzklopfen nicht länger ertrug, hatte gesagt: »Komm, leg es jetzt vorsichtig zurück!«

Aber die Schließe wollte sich nicht öffnen, und Mina Foi musste Sonia das Armband über die Hand ziehen und schürfte ihr die Haut auf.

»In Amerika tragen sie keine Juwelen, bloß billigen Modeschmuck«, hatte Ba gesagt.

Jetzt, zu Mina Fois fünfundfünfzigstem Geburtstag, sorgte Ba dafür, dass der Schmuck nicht leichtfertig angelegt wurde, nur bewundert und abgezählt, um sicherzugehen, dass nichts fehlte. Mit einem Taschentuch tupfte sie sich den Schweiß von der Oberlippe. »Zum Glück hast du dich noch nie gern schick gemacht!«

Wollte Ba damit sagen, wenn Mina sich gern schick gemacht hätte, dann wären ihre Scheidung im Alter von zweiundzwanzig Jahren und die Tatsache, dass sie nicht länger Gelegenheit hatte, sich herauszuputzen, unerträglich gewesen? Dass sie in dieser Hinsicht Glück gehabt habe? Oder meinte ihre Mutter, es sei ein Glück, dass sie sich

hatte scheiden lassen und ihr Hochzeitsschmuck wieder in ihrem eigenen Bankschließfach lag?

Plötzlich empfand sie einen beißenden Hass auf Ba. Wenn Mina Fois Leben anders verlaufen wäre, dann wäre sie vielleicht ein anderer Mensch geworden; ein Mensch, der gern am Schminktisch sein Spiegelbild betrachtete, sich Parfüm hinter die Ohren tupfte, Ohrringe, Halsketten, Ringe und Armbänder trug.

Sie sagte: »Aber wie soll ich wissen, ob ich mich gern schick machen würde?«

Ihre Mutter antwortete nicht. Sie wusste nicht, wie man auf diese Frage antworten könnte, und so wickelten sie Perlen, Smaragde, Rubine, Diamanten und Gold wieder in das angeschmutzte Baumwolltuch, legten sie zurück in ihre geheimen Kästchen, in ihre spröden, rissigen Plastiktüten. Sie sammelten die zerfallenen Gummiband-Würmer ein und baten den Angestellten um neue.

»Ich habe keine«, sagte er mürrisch. »Warum haben Sie sich keine mitgebracht?« Dann zog er eine Schublade auf und gab ihnen zwei, mit wütendem Blick.

Mina Foi schloss das Fach wieder ab und reichte ihm den spirreligen Schlüssel. »Warum machen Sie uns keinen stabileren Schlüssel?«, fragte sie. Mutter und Tochter stiegen wieder in den Spätnachmittag hinauf, verunsichert, weil dieser Ausflug ihre Bindung, die sie für unerschütterlich hielten, nicht verstärkt und vertieft, sondern sie stattdessen gelehrt hatte, dass sie von einer Perle gelockert werden konnte.

»Glaubst du, dass Betsy und Brett mit Chocolate Chip Cookies vorbeikommen wie letztes Jahr?«, fragte Mina Foi.

»Keine Ahnung. Vielleicht haben sie es vergessen.«

»Sollen wir bei ihnen vorbeifahren?«

»Bei ihnen vorbeifahren? Aber das ist ein riesiger Umweg.« Betsy und Brett lebten in einem Armenviertel am Stadtrand, um ihre missionarische Hingabe zu unterstreichen. »Und wir kommen schon zu spät zu Daddy.«

Pünktlich auf die Minute nahmen Ba und Mina Foi Dadaji in Empfang, der zwischen den Petunien des Colonels auf sie wartete, ernüchtert, weil er das Spiel verloren hatte, und auf dem Heimweg spürten sie die Erleichterung des nahenden Sonnenuntergangs und freuten sich auf das Abendessen, diese Krönung ihrer allmorgentlichen Beratungsschlagungen.

»Das Galawati ist ein verdammt heikles Kebab«, erinnerte Dadaji sie. »Zart wie Seide muss es sein.«

»Khansama nimmt keine Eier und kein anderes Bindemittel«, sagte Ba, »da ist das Wenden der Kebabs besonders heikel. Aber so schwer darf man nicht zu oft essen, sonst holt man sich die Gicht.«

Ba überwachte Khansama beim heiklen Wenden der Kebabs und zählte sie ab, damit nichts verschwand, bevor sie aufgetragen wurden. Sie steckte ihre Nase tief in jedes Gericht und schnüffelte gründlich und misstrauisch, damit alles war, wie es sein sollte. Sie prüfte in der Speisekammer und im Kühlschrank, dass jede Dose und Büchse nur genau so weit entleert worden war, wie ihre Mahlzeit es erforderte. Die Schaben, die im warmen brummenden Kühlschrank lebten, störten sie nicht, sie konnte sie nicht einmal sehen, so dunkel war es darin. Auch die Weberknechte, die auf den fettverklebten Gläsern mit den Beinen stecken geblieben und verhungert waren, bemerkte sie nicht, genauso wenig wie den Gecko, der oben auf der fast deckenhohen Tür zerquetscht worden war und dessen Lederhaut und leeres Gesicht noch immer im Türrahmen hingen.

Dann nahm sie ein Bad. In Allahabad wurde vor dem Abendessen gebadet, dann aß man würdevoll am Tisch zu Abend, in Pyjama, Nachthemd und Leibrock.

»Die ist für Daddy, die ist für Daddy«, rief Ba, als Mina Foi sich das letzte Stück Kartoffel nehmen wollte. Ba war nie so respektlos, ihren Gatten direkt anzusprechen, und nun rette sie ihm den köstlichen Bissen und legte ihn ihm auf den Teller. Dieses Ausliefern der Kartoffel hatte mit dem Verlust des burmesischen Rubins zu tun. Dadaji aß sie mit

Löffel und Gabel und trug dabei die Verdrossenheit eines Menschen im Gesicht, an dem immer alle Probleme hängen bleiben. »Alle mögen die Kartoffel«, sagte er, »nur unsere Schwiegertochter Seher nicht. Mir ist sonst nie ein Mensch begegnet, der die Kartoffel nicht mag.«

Mina Fois Finger schoss nach vorn und sammelte ein Stückchen gebratene Zwiebel auf, das auf das Tischtuch gefallen war. Sie steckte es sich mit einem geistesabwesenden Gesichtsausdruck in den Mund, ohne sich umzusehen, ob sie ertappt worden war, denn wenn du nicht dabei gesehen wirst, hast du auch nichts getan. Sie war randvoll mit Traurigkeit, ohne besonderen Grund, einfach ein Schmerz, eine Melancholie, die entsteht, wenn man so königlich speist und das eigene Leben dabei so leer ist, wenn Enthaltsamkeit herrscht bei allem außer dem Abendessen. Oder war es der Anruf bei Sonia, der sie verunsichert hatte, der Einbruch der großen weiten Welt, wo andere Menschen in frisch verschneiten Hügeln lebten und Blueberry Pie aßen? Vielleicht war sie auch so restlos traurig, weil das Missionars-Paar ihren Geburtstag tatsächlich vergessen hatte. Auch ihre Nichte hatte, wie sie sich erinnerte, nicht daran gedacht, ihr zu gratulieren.

Als Ba mit hausfraulicher Effizienz das letzte Dal von der Kelleleckte, blitzten im schummrigen Licht des Esszimmers ihre Diamant-Ohringe auf, die sie nie abnahm, auch im Schlaf nicht. Sie zählte die Kebabs ab, damit keines verschwand, bevor die Essensreste zu einer anderen Mahlzeit wieder serviert wurden.

»Aber vielleicht hat Khansama gar nicht alle aufgetragen«, sagte Dadaji. »Oder überhaupt gekocht.«

Da sagte Mina Foi treu: »Ob das Lammfleisch ein Kilo hat, erkennt Mummy mit einem Blick.« Es hatte keinen Zweck, Groll gegen den einzigen Menschen zu hegen, der versucht hatte, ihr zum Geburtstag eine Freude zu machen.

Nachdem alle Löffel und Messer abgeleckt waren, die Menge der Reste abgeschätzt und die Melamin-Teller abgeräumt, hielt Dadaji die Hand auf.

Nun hielt auch Ba ihre überraschend kleine Handfläche hin; deren Blässe stand für eine hohe Kaste, so glaubte man jedenfalls, als die Ehe von Ba und Dadaji beschlossen worden war. Eine hohe Kaste hatte Ba eine gute Partie verschafft. Mina Foi tat Ba die Geste mit ihrer großen braunen Hand nach, die an die ihres Vaters erinnerte. Khansama kam mit einem Tablett voller Fläschchen mit Tabletten herein und reichte sie Mina Foi, die Ba die Tabletten in die Hand abzählte, und dann reichte Ba sie Stück für Stück an ihren Gatten weiter, der sich ergeben sein Wasserglas an die Lippen führte. Vitamine, Papaya-Enzyme, Lebertran, Dabur Chyawanprash.

»Die Knoblauchkapseln von Seven Seas sind abgelaufen«, las Mina Foi einem der Fläschchen ab.

»Dann nimm du sie«, befahl Dadaji Khansama. »Nichts verschwenden. Gib sie deinen Kindern, die sind noch ein, zwei Jahre gut.«

Mina Fois Blick fiel auf die vergilbte Zeitung, mit der das Tablett ausgeschlagen war, auf die Schlagzeile VON WÖLFEN AUFGEZOGENER JUNGE IM STAMMESGEBIET GEFUNDEN.

Als sie alle praktischen Fragen erledigt hatten, sagte Dadaji: »Jetzt schaut mal.«

Sie sahen ihn an.

»Beim Schachspielen hat der Colonel von seinem Enkel in Amerika erzählt – ich hatte den Jungen ganz vergessen. Ich habe gefragt, ob er verheiratet IST – er hat jetzt seinen Master-Abschluss –, und sie haben nein gesagt. Ich habe gefragt, worauf er denn warte? Sie haben gesagt, er habe seine eigenen völlig unsinnigen Vorstellungen. Und dann erzählte mir die Frau des Colonels, es rieche immer so lecker, wenn sie an unserem Haus vorbeifahre. Sie sagte: ›Wenn Sie uns nie ein Kebab geben, muss das doch einen Grund haben. Geben Sie uns doch wenigstens das Rezept, seit Jahren bettele ich darum.!«

»Warum sollen wir ohne Grund unsere Küchegeheimnisse verraten?«, fragte Ba. Und wie konnte die Frau des Colonels so eine Bitte äußern, wo doch alle wussten, das man immer etwas ausließ, wenn

man gedrängt wurde, ein Rezept preiszugeben, eine Zutat, eine Mengenangabe, nur um die Empfängerin zu quälen: »*Da stimmt etwas nicht!*«

Dadaji sagte: »Bringen wir ihnen doch morgen die Reste des Galawati vorbei.«

»Aber warum?«, fragte Mina Foi. »Wir können sie doch zum Mittag essen.«

»Wenn Sonia einsam ist, lässt sich das Problem ganz einfach lösen. Wir verkuppeln Sonia mit ihrem Enkel.«

Dadaji, Ba und Mina Foi erinnerten sich alle auf ihre ganz eigene Weise an eine Begebenheit, die zehn Jahre zurück lag. Damals hatte der Colonel Dadaji zu einer Investition in eine Wollspinnerei gedrängt, das Projekt eines alten Kameraden, von dem er glaubte, ihm sein Leben zu verdanken – sie hatten gemeinsam im Kaschmir gekämpft. Die Firma ging pleite, und Dadajis beträchtliche Investition in Decken, Socken, Sturmhauben und Pullover für das Militär war verloren. Er war verständlicherweise verärgert gewesen, der Colonel zerknirscht. Der Zwischenfall hatte einen Hauch von Reue und Falschheit in die alte Nachbarschaftlichkeit gebracht, aber die Großherzigkeit, mit der Dadaji dem Colonel weiter kostenlose Rechtsberatung zuteil werden ließ – in Entschädigungsfragen, weil seine Familie bei der Teilung ihren Grundbesitz in Lahore verloren hatte –, und weiter Kebabs und andere Gerichte aus seiner Küche hinüber schickte, entgegenkommend wie eh und je, und auch die Schachspiele fortsetzte und ritterlich verlor, dieser Großmut war für ihn unbewusst ein Weg gewesen, auf Zeit zu spielen, bis der Moment gekommen war, die alten Schulden einzutreiben.

Nähe zu den Menschen, die einem Schaden zugefügt hatten, war außerordentlich wichtig, damit ihre Träume vom Gespenst der Schuld heimgesucht wurden und ihre Schulgefühle sich langsam voll entfalten konnten. Nicht dass Dadaji das alles durchdacht hätte, bewusste Planung und plumpe Berechnung nützten nie, und er wunderte sich

selbst über das, was jetzt möglich schien. Die Verbindlichkeit direkt zu bezeichnen war dabei noch immer der falsche Weg. Der Colonel würde seinem Enkel die Last der großväterlichen Verfehlung nicht aufbürden wollen. Dadaji und Ba könnten einfach von einer erstrebenswerten Verbindung zwischen den Enkelkindern sprechen, zwei in den USA gebildeten Menschen, einander gleich, die also auf natürlich Weise zueinander gehörten, von der Herkunft her genauso wie von den Lebenszielen. Ohne das einer von beiden es aussprach, könnte die Kraft der Verpflichtung sich auf herrliche Weise entfalten.

Wieder wurden Ba und Mina Foi Zeuginnen von Dadajis Scharfsinn. Das Spiel am Nachmittag mochte er verloren haben, aber jetzt hatte eine vollendete Eröffnung für eine neue Partie hingelegt. »Und nach einer Aussteuer zu fragen, werden sie nicht wagen!«, sagte Ba.

Der Fahrer seifte also erneut die Rundungen des Ambassadors ab und chauffierte die Familie zur Residenz des Colonels, im Gepäck ein silbernes Festtagstablett mit gewelltem Rand und den Kebabs darauf.

Dadaji sagte: »Vor Kurzem haben wir von unserer Enkelin gehört. Einsamkeit scheint dort drüben in Amerika ein großes Problem zu sein.«

Auf dem Beistelltisch aus eingelegtem Elfenbein bemerkte Mina Foi neben dem Ikebana-Arrangement der Frau des Colonels eine Fotografie ihres Enkels. Hochmütig, mit der Nase eines Nawab, aber den Lippen eines Engels, las er eine Zeitung. Sie fand ihn hübsch.

»Einsam? *Einsam?*«, fragte die Frau des Colonels.

»Ohne Menschen ist man nichts«, sagte Mina Foi. »Vor allem im Winter. Da drüben schneit es in einem fort.« Betsy und Brett hatten ihr *Little House on the Prairie* geliehen, das Mina Fois Lieblingsbuch geworden war, sie musste es hundert Mal gelesen haben, obwohl ihre Eltern Romane überflüssigen Luxus fanden, genauso wie Telefonanrufe bei Missionaren.

Teil 2
Ein Winter weit und trist

Kapitel 2

Im Sommer ist Vermont klein und hübsch, jedes liebe Ding – der Farmer auf dem Farmer's Market, das Kind im Teich, die Biene in der Blüte, der Fuchs im Hühnerstall, der Bär im Bienenstock – an seinem eigenen lieben Ort. Aber im Winter werden die Entfernungen weit, am Himmel droht das Wetter, die Hügel werden Berge, hoch und trist. Von den Studierenden des Hewitt College erwartete man in den zwei Monaten nach den Weihnachtferien, wie erschrockene Vögel auseinanderzustieben und berufsbezogene Praktika zu absolvieren, an einem Puppentheater, einer Investmentbank, bei der Numismatischen Gesellschaft, an einem Institut für Regenwaldforschung. Aber die Studierenden aus dem Ausland hatten Visa, die ihnen solche Beschäftigungen versagten, und wer sich den Heimflug oder eine ehrenamtliche Arbeit nicht leisten konnte, suchte sich einen Job auf dem Campus und nahm Stunden in den diversen Schattierungen winterlicher Vereinsamung.

Sonia arbeitete in der Bibliothek, und in diesem letzten Jahr vor ihrem Abschluss stapfte sie unter der Woche jeden Morgen, vom Gerstein Chen House, einem Wohnheim für Studierende, die nichts

anderes gefunden hatten, vom Fuß eines Hügels im Örtchen North Hewitt bergauf. Sonia trat durch eine Lücke in der Mauer rund um den collegeeigenen Grund, vorbei an dem Herrenhaus, das den Fachbereich Musik beherbergte, ganz mit einem Muster aus vom Efeu hinterlassenen Raupenfußspuren bedeckt, und hinter einem Fenster gleich unter den Schornsteinen sah sie fast jedes Mal eine grüne Lampe leuchten und wusste, dass Lazlo dort die ganze Nacht hindurch Klavier gespielt hatte.

Sie kam an den roten Scheunen vorbei, in denen das Alumni-Netzwerk sein Büro hatte; dort arbeitete Armando. Er wohnte nicht im Gerstein Chen House, sondern hütete am anderen Ende von North Hewitt den Mops von Dany, dem Theaterprofessor. Sie schloss die Tür zum modernistischen White Cube der Bibliothek auf, wo sie die längste Zeit des Tages allein war und ihr im Wintersemester nur Marie begegnete, ihrer Aufsicht am Vormittag. Allzu oft wurde sie von ihr dabei ertappt, wie sie Bücher las, die sie eigentlich aus der Dewey-Dezimalklassifikation in die der Library of Congress transferieren sollte. Aber wenn man eine ganze Bibliothek für sich hatte, wie konnte man da widerstehen? Sonia las Eudora Welty und Katherine Mansfield. Sie las Isak Dinesen und Jean Rhys. Wenn Sonia ins Gerstein Chen House zurückkehrte, war es schon dunkel, und sie kochte sich in der immer in Neonlicht getauchten Küche auf einer Herdplatte Ramennudeln. Bei festlichen Anlässen bediente sie sich aus einer Packung Chacharoni, die ihre Freundin Audrey Hong ihr überlassen hatte. Audreys ursprünglicher Name lautete Jung-hee, aber als ihre Familie aus Seoul eingewandert war, hatte ihr Vater sie zu Ehren von Audrey Hepburn umbenannt; ihre Schwestern hießen Greta und Marilyn.

Nach dem Ramen setzte Sonia sich an die Kurzgeschichten für ihre Abschlussarbeit in Literatur und Kreativem Schreiben. Weil sie ihre Familie vermisste, beschwor sie darin Indien herauf. Sie hatte eine Geschichte über einen Jungen begonnen, der auf einen Baum kletterte und wie ein Affe leben wollte, bis er sich in einen Affen verwandelte,

was schwierig wurde, als die Menschen begannen, ihn für einen Heiligen zu halten.

Sonntagmorgens um Punkt zehn Uhr riefen Mama und Papa das Telefon an, das in einer Kabine im Flur klingelte. »Mach schnell, mach schnell!«, sagte Papa aus Geiz.

Aber Sonia erzählte ausführlich das Wenige, was sie erlebt hatte. Vom Backenhörnchen, das sie heimsuchte und übermütig an ihr Fenster klopfte und hinein wollte, bis es dann mürrisch durch ein selbstgenagtes Loch unter das Dach kroch und direkt über ihrem Kopf auf dem Dachboden schlief. Frühmorgens hörte sie es an den grünen Fensterläden hinunterklettern und in die Kandelaberfichten springen. Es nutzte die Telefonkabel als Trampolin und arbeitete sich zum Deli an der Kreuzung vor, wo es sich altbackenes Baguette aus dem Müllcontainer holte. Sein Instinkt befahl ihm, die Beute zu vergraben, und weil der Boden hartgefroren war und sich nichts vergraben ließ, steckte es die Baguettестücke in Sonias Stiefel, die auf der Veranda standen, oder warf ihr trockene Brötchen in den Schornstein.

Außerdem erzählte Sonia ihren Eltern von Marie, ihrer Aufsicht. Marie hatte rote Haare, von denen sie ihre kecke Grundhaltung ableitete. Sie war mit Cole verheiratet.

»Coal?«, fragte Papa.

»C-O-L-E.«

»Aber wozu hat man einen Namen, der wie C-O-A-L klingt? Da lachen ja alle und rufen *Blaaaaack as Coaaaal!*«

»Hier lacht niemand.« Der Delhi-Partyhumor ihres Vaters und sein aufgesetzter amerikanischer Akzent nervten sie.

Es war Marie gewesen, die den gelben Mantel in der kirchlichen Altkleidersammlung entdeckt und ihn für Sonia ganz unten aus dem Container gezogen hatte. Ein knalliger Kontrast zur Jahreszeit, forstgrün abgesetzt, aus guter, dicker Wolle, und bald hatte Sonia ihren dunkelgelben Curry-Löwenmantel lieb gewonnen.

»Ich mache ein Foto von dir, das kannst du deiner Familie schicken –

haben sie schon mal Schnee gesehen? Stell dich da drüben vor die Fichten. Gute Güte, der Mantel ist wirklich schaurig«, sagte Marie, fasziniert vom schrillen Farbton ihres Geschenks. »Aber jetzt kann man dich immer wiederfinden.«

Da irrte sich Marie. Irgendwann in diesen Wochen und Monaten, mit den Unwettern, die von Kanada herab donnerten oder auf ihrem Weg aus dem Westen über die Great Plains Fahrt aufnahmen, stürzte Sonia kopfüber ab in den eisigen Frost. Ihre Stimmung schlug anlasslos um, in ganz eigene Tonlagen, ein Klang der Einsamkeit ballte sich zusammen und gab sein Gewicht an den nächsten ab. Manchmal packte sie plötzlich die Panik und sie konnte weinen, bis das Weinen wie Durchfall war, dann ließ sie sich plötzlich in seliger Ruhe treiben. Manchmal war sie von der Gesellschaft des Schnees völlig fasziniert – wenn er das Drama seiner eigenen Ankunft überwunden hatte und blieb, sich aalte, sich in Zeitlupe auflöste, von sich selbst berauscht, der Glückliche! Dann wechselte ihre Stimmung und sie saß am Fenster wie ein einsames Großmütterchen, sah zu, wie die Flocken Fahrt aufnahmen und vorüberflogen bis sie glaubte, selbst zu fliegen und in die mit Schnee gesalzene Wildnis gezogen zu werden. Schließlich wurden Schnee und Einsamkeit für sie eins, leichter als Luft, geschaffen aus nichts. Erst wenn man die Sache angehen wollte, merkte man, dass sie sich zu hoch aufgetürmt hatte und man sie nicht wieder loswurde.

Sie holte das seltsame Amulett aus ihrem Nachttisch, ein Geschenk ihrer Mutter, das ursprünglich ihrem Vater gehört hatte, Sonias Großvater Siegfried. Es war ein tibetisches Gau, ein tragbarer Altarschrein für eine Gottheit oder einen Talisman, aus angelaufenem, zerbeultem Silber mit intrikat eingeritzten verschlungenen Wolken, aus denen Drachen wuchsen. Man konnte ihn als schweren Anhänger um den Hals tragen, am Gürtel oder im Rucksack auf dem Weg über die Hochpässe des Himalaya, wo Reisende einen übernatürlichen Führer durch die Wildnis brauchten. Sonia hakte den Deckel des Amuletts

auf; darin befand sich die gemalte Miniatur einer blutroten und leopardenschwarzen Gestalt. Sie sprang dahin, gestikulierend, wie ein Skorpion vor dem Zusteichen. Die Arme des Wesens verzweigten sich zu so etwas wie Klauen, sein Herz war aus Ebenholz, umschlungen von Ketten aus Blattgold, besetzt mit leuchtend gemalten Rubinen und Perlen. Es hatte ein verkrüppeltes Bein mit Schnitzereien wie am Wanderstab eines Sadhu. Und das Gesicht dieses Wesens – aber es hatte gar kein Gesicht! Stattdessen war da eine aufgeplatzte Leere, eine kaputte Visage mit den Bullaugen eines Totenschädels.

Vielleicht brauchte Sonia eine dämonische Gottheit, um ihre anderen Dämonen abzuwehren, damit sie auf ihren Reisen in Sicherheit war. Mama hatte ihrer Tochter das Amulett am Abend vor der Abreise gegeben. Sonia stellte es sich aufgeklappt auf den Tisch, wenn sie arbeitete, manchmal legte sie einen Kieselstein oder eine Eichel davor, als wäre das Wesen ein Gott des Schreibens, der sie terrorisierte und inspirierte. Der Name des Dämons lautete Badal Baba, Einsiedler in den Wolken. Aber ob Badal Baba sie beschützen konnte? Er war noch tiefer in der Fremde als Sonia es war.

*

An den Nachmittag, als wieder ein Schneevogel über die Granitfelsen geflogen kam und mit seinen Federn Verwehungen hinterließ, die alle Stufen zur Bibliothek unter sich begruben, und als dann ein hochgewachsener Mann in einem fleckigen Pelzmantel und mit einer imposanten, mottenzerfressenen Astrachanmütze diese Stufen erklomm, daran würde Sonia sich immer genau erinnern. Sonia kam ihm mit der Schneeschaufel entgegen.

»Ich habe mich nicht um die Treppe gekümmert, weil ich dachte, es kommt sowieso keiner.«

»In diesen Hügeln«, sagte er geradezu streng, mit einem Akzent, den sie nicht einordnen konnte, »leben einige Menschen, die einer Bibliothek bedürfen.«

Er nahm ihr die Schaufel ab und machte sich einen schmalen Pfad frei, dann drehte er sich um und lächelte, innerlich, ohne sie wirklich zu sehen. Er hatte ein Gesicht wie ein Windhund, hager und distinguert, und als er die Mütze abnahm, sah Sonia in seinen Haaren eine graue Strähne. Als Sonia später still am Computer arbeitete, holte er sich bündelweise Kunstbücher aus den Regalen, breitete sie auf den Tischen zu einem Meer aus aufgeschlagenen Büchern aus, fischte zahllose Kugelschreiber und Buntstifte aus seinen riesigen Manteltaschen, fertigte Skizzen an und summte dabei. Er machte Notizen in den Büchern und unterstrich einzelne Sätze.

»Das geht aber nicht!«, rief Sonia. Er notierte gerade etwas in einer Ausgabe der Briefe von Vincent van Gogh.

»Ach, das hatte ich vergessen, vergesse ich immer!«

Er ging vor der Bibliothek auf und ab. Er kam wieder herein. Draußen war die Temperatur gesunken, der Schneefall war schwächer geworden, der Schnee hatte sich fest eingerichtet, auf den Bäumen sammelten sich die Flocken.

Drei Tage später war der Fremde wieder da.

Als Sonia an ihm vorbei ging, um die Pflanzen am Fenster zu gießen, sagte er: »Hör mal«, setzte ihr die Kopfhörer auf, und da gab es zwischen ihnen, was sich bei ihrem Altersunterschied nicht gehörte, einen zittrigen Moment.

Die Kopfhörer waren warm. Sie hörte einen schaurigen Schrei.

»Was ist das?«

»Eine Eule. Ich habe die Rufe von über zweihundert Eulen«, sagte er. »Von der Sokoke-Zwergohreule, der Schmuckeule, der Torotoroka-Zwergohreule, der Oaxaca-Kreischeule, dem Weißwangenkauz, dem Präriekauz, dem Chacokauz, dem Uralkauz, dem Sichuankauz, dem Boobookkauz, dem Kläfferkauz, der Tasmanien-Schleiereule, der Salomoneneule, der Kubaeule, der Styxohreule, dem Sägekauz, dem Perlzwegkauz, der Oopik, auch bekannt als Tundra Ghost, auch bekannt als Great Terror of the North.«

Sonia blickte auf ihre Hände herab, mit ihren langen Fingern wie Zweige auf dem Eichentisch. Sie kamen ihr fremd und übertrieben vor.

»Hier ein paar indische Eulen – der *Bubo bengalensis*, die *Athene brama*.«

Das Quäken des Brahmanenkauzes, der ruft wie eine Maus, die von einem Kauz gefangen wird, wurde von Verkehrslärm, Gehepe, Menschenlauten überlagert. »Er kreischt genau wie die Eule hinter dem Haus meiner Großeltern. Sie hat mich beim Zähneputzen immer so tiefernt beobachtet, dass ich lachen musste.«

»War das deine glücklichste Zeit?«

»Ja.« Sie Frage hatte sie überrascht, sie war so einfach, genau wie ihre Antwort. Einen gewöhnlichen Abend in einem Haus voller Menschen hat man als Kind am liebsten.

»Wie hat dieses Badezimmer ausgesehen?« Das ferne halbschattige Land des Badezimmers von Allahabad, das Sonia sich mit Mina Foi geteilt hatte, war so groß wie das Schlafzimmer, das sie sich ebenso geteilt hatten, und befand sich auf der finsternen Seite des großelterlichen Hauses. In einer flachen Schleimpfütze, dort, wo das Wasser nie abließ, vermehrte sich ein böses Volk schwarz-weiß gestreifter Stechmücken. Unter den Wasserhähnen standen Eimer, um sich zu waschen, kletterte man auf ein kleines Podest aus weichem fauligen Holz, und man schlug sich auf den nackten Popo, wenn die Mücken kamen. Die grüne Margo-Seife in der pinken Plastikschaale, farblich abgestimmt auf den Plastikstuhl, auf dem sie lag, erfüllte das ganze Bad mit starkem Blätterduft. Die braune Wäscheseife, mit der Mina Foi jeden Morgen ihre Unterhose wusch, war von der Farbe der Geckos, die nach den Mücken jagten; zu einem Tonklumpen zusammengeschmolzen, lag sie in einer Ecke des Fensterbretts, das nie abgestaubt wurde und dick mit den Geweben längst verstorbener Spinnen bedeckt war.

An der Wand gegenüber schwebte unter einem fast briefmarken-

großen, in die Wand einzementierten Spiegel ein vornehmes Waschbecken, und in einer anderen Ecke hatte das Klo Anker geworfen. Hoch darüber, ganz oben unter der Decke logierte, der Fallhöhe wegen, ein Wasserkasten, der eine lange Kette nach unten hängen ließ. Wenn man sich daran hängte, begann das Wasser in der Schüssel träge zu strudeln, schlangengleich, bevor es mit einem unterdrückten monsunartigen Donnern im alten Fallrohr verschwand.

Auch wenn man der bucklichten Ayah zuschrie, dass man sich gerade wusch, kam sie herein. Sie bewegte sich langsam, als würde sie einen Tunnel graben, sammelte die alten Kleider vom Boden auf und kroch wieder hinaus, immer an der Wand lang.

Vor dem Badezimmerfenster stand ein Maulbeerbaum, dort wohnte die Eule, die den Kopf wandte und herein blickte, erstaunt, mit Augen, die wie Lampen aus dem Nebel ihrer Federn schienen. Federn, die, wie Sonia jetzt wieder einfiel, wie schneegefleckt aussahen, sodass der Blick auf die Eule selbst in der Sommerhitze eine kühlende Wirkung hatte.

Der Mann hörte aufmerksam zu, holte sich dabei allerdings eine Clementine aus der Tasche. Er pellte die Schale in einem einzigen feinsäuberlichen Streifen ab, gab Sonia ein Stück und aß selber eines. »Es gibt ein Buch über Schatten, von Tanizaki, aus Japan. Kennst du das? Nein? Für ihn waren schummrige alte Badezimmer ein Tor zur Vergangenheit, und Schatten machten das Leben dramatisch, geheimnisvoll, erdverbunden und natürlich. Ich kann mich noch an diese indischen Badezimmer erinnern.«

»Sie waren in Indien?«

Er gab ihr noch ein Stück Clementine. »Die Bäder in den Forts und Palästen von Rajasthan waren Orte der Melancholie, mit Marmorwannen, die in einem so wasserarmen Land nie ganz gefüllt werden konnten – die Tauben flogen mitten hindurch, die Affen langten herein und klauten uns die Kleidung, wenn wir badeten. Ich hatte noch nie so viele freilaufende Tiere gesehen. Es war, als wären wir im Zoo

eingesperrt, und sie wären frei, die Affen, die Pfauen, die Kühe, die vorüberkamen und uns durch die Fenster betrachteten.«

Der Mann stand auf und vollführte zur Seite hin eine flatternde Bewegung, dann spielte er einen Affen-Banditen mit bösem Blick. »Ich kann noch viel mehr von ihnen nachmachen«, sagte er, »einfach so. Ich habe mir als Kind die Bewegungen beigebracht und sie nie verlernt.«

Er holte noch eine Clementine aus der Tasche. »Darf ich fragen, was du hier machst?«

»Das College ist über Winter zwei Monate zu.«

»Warum?«

»Zu hohe Heizkosten, und wir sollen in der Zeit Praktika machen, aber Studierende aus dem Ausland dürfen nur auf dem Campus arbeiten, das sind Armando, Lazlo und ich ... die bekomme ich aber kaum je zu sehen.«

»Du bist den ganzen Winter über allein?«, fragte er.

»Ja.«

»Ich bin auch allein!«, sagte er.

»Nur ein Backenhörnchen leistet mir Gesellschaft und hämmert bei Schneesturm an mein Fenster.«

»Dann könnte ich dich doch am Wochenende zum Dinner einladen. Wir sollten nicht alleine essen, wenn der Rest der Menschheit sich da draußen amüsiert.« Sein Name, sagte er, sei Ilan de Toorjen Foss.

Kapitel 3

Die Sitze waren mit hartem karamellfarbenen Leder bezogen und knirschten, als sie sich darauf niederließ. Das Auto hatte die Farbe ihres Mantels.

»Schöner Mantel«, sagte er.

Sie schwebten Satelliten gleich an Schneewächten vorüber, und im Licht der Autoscheinwerfer blitzten die Augen von Rotwild auf. Hinter den kahlen Bäumen erspähte Sonia im Mondlicht tagsüber verborgene Felswände und Bergzüge. Ein erlesenes Hochgefühl stieg in ihr auf, aber wieder verspürte sie einen unheilvollen Krampf. Um ihn zu lösen fragte sie Ilan, warum er in Vermont sei.

»Das Schneelicht und die Stille sind ein geheimes Portal. Meine Gemälde werden hier seltsamer.«

»Sie sind Maler?«

»Gibt es ein anderes Leben?«

»Mein Großvater mütterlicherseits war auch Maler«, sagte Sonia. »Ein Teosoph aus Deutschland namens Siegfried Barbier, der im Hochgebirge des Himalaya auf der Spur des Okkulten war, auf einem Esel. So ein Zufall!«

»Ah, das erklärt deine Körpergröße. Es gibt keine Zufälle. Hat er es gefunden?«

»Er ist beim Bergsteigen verschollen, lange vor meiner Geburt.«

»Als ich dich gesehen habe, wusste ich gleich, dass du eine komplizierte Geschichte hast. Für so etwas habe ich ein Gespür.«

Warum hatte sie so schnell intime Details preisgegeben? Weil ihre winterliche Einsamkeitskrankheit ganz ausgebrochen war und sie den Drang verspürte, sofort die fesselndsten Geschichten von sich zu erzählen. Damit sie attraktiv wirkte und sie einander so schnell und tief wie möglich kennen lernten und sie der Isolation entkam.

Sie fuhren zu einem japanischen Restaurant auf einem Felsvorsprung über einem halb zugefrorenen Fluss.

»Was malen Sie?«, fragte Sonia und fragte sich gleich, ob das eine dumme Frage war.

»Ich male scheinbar gute Dinge so, dass sie böse aussehen, und scheinbar böse Dinge so, dass sie gut aussehen. Ich tue zusammen, was nicht zusammengeht. Mehr sage ich nicht. Es gibt nichts Schreck-

licheres als einen Künstler, der unsinnige Kunsttheorien von sich gibt, wenn man ihn fragt, was er malt – das machen heute die meisten. Deshalb habe ich keine Künstlerfreunde. Ich habe von van Gogh gelernt – seine Bilder soll man ganz einfach beschreiben, so wie ein Mensch auf Reisen eine Landschaft oder eine Szene. Wenn man das tut, lebt man in seinen Bildern – und mehr als in meinen Bildern leben will ich nicht.«

Das Sushi auf dem Tisch lenkte Sonia ab. »Ich war noch nie in einem japanischen Restaurant«, gab sie zu. Audrey Hong hatte ihr gezeigt, wie man ein bisschen Wasabi unter die Sojasauce mischte und die Stäbchen hielt, das obere wie einen Stift, aber sie hatte Angst, es falsch zu machen.

»Noch nie? Wie peinlich! Was hast du nur dein Leben lang gemacht, du armes Ding?« Ilan nahm ein Nigiri, das nach Meer roch, und steckte es Sonia in den Mund. Ihre eine Wange war kalt vom Fensterglas, ihre andere war in der Hitze des nahen Kaminfeuers fast geschmolzen. Die Hitze floss ihr ins Ohr wie heißes Öl, und sie erlag den Verführungskünsten des goldenen Phönix, der sich zischend und Funken schlagend in den Schornstein erhob, und der Bambusbüsche vor dem Fenster, die sich tief in die Stille neigten, ein kleines Häufchen Schnee auf jedem kleinen Blatt.

»Erzähl mal«, sagte er. »Wer sind deine Eltern? Liebt deine Mutter dich auch?«

Das war eine seltsame Frage, die aber auch liebevoll klang, weil es eine war, die sie beantworten konnte. Was konnte sie einem Fremden, der so viele Jahre älter war als sie, schon erzählen. Wie viele Jahre? Viele Jahre.

»Ja. Ihre Mutter liebt Sie nicht?«

»Nein. Deshalb frage ich ja.«

»Bestimmt nicht? Vielleicht kann sie es nur nicht zeigen.«

»Nein.« Er klang verärgert, als wäre ihre Antwort falsch gewesen.

»Sie hat mich nie geliebt.«

»Warum nicht?«

»Gibt es für so etwas Gründe? Ich weiß es auch nicht, ich weiß nur, dass es so ist. Kannst du dir vorstellen, wie es wäre, eine Mummy zu haben, die dich hasst?«

»Nein.«

»Warum sagst du das? Jetzt fühle ich mich noch weniger geliebt!«

Was für eine seltsame Wendung! Sonia versuchte auszugleichen:
»Aber meine Mutter ist unnahbar und liebt meinen Vater nicht.«

»Ah, hinter Unnahbarkeit kann sich Intelligenz verbergen oder Selbstsucht, Unglücklichsein oder Überlegenheit und Urteilsvermögen, vielleicht lauscht sie auch einer inneren Musik.«

»Meinen Vater provoziert ihre Unnahbarkeit. Er spioniert ihr zwanghaft nach, und sie versucht, sich ihm zu entziehen.«

»Sie muss sehr schön sein.«

Sonia war stolz auf die Schönheit ihrer Mutter. »Ja«, sagte sie, »aber wenn ihr das jemand sagt, wird sie böse.«

»Hmmm, das ist ungewöhnlich. Die meisten Frauen schnurren, wenn man ihnen sagt, dass sie schön sind.«

»Sie sagt, in Indien sei man besessen davon, Schönheit zu bewerten, dass die Schönheitsideale dort fantasielos sind und alle es sich leicht machen; die Menschen werden eingeteilt, hier die hässlichen, da die schönen, alle in ihre Schublade. Die bösen Menschen scharen sich um die, die für schön gehalten werden, und die, die man unscheinbar findet, müssen leiden und scheitern.«

»Warum das denn? Schönheit steht über Gut und Böse. Schönheit zieht auch gute Menschen an«, sagte Ilan.

»Aber die bösen verdrängen diese guten Menschen. Meine Mutter wird bis in den Park von Männern verfolgt, einer davon geht ihretwegen seit zwanzig Jahren jeden Tag in die Lodhi Gardens, nur um sie anzustarren, und wir haben keine Ahnung, wer das ist. Mein Vater lässt sie nicht zum Markt fahren, ohne den Fahrer auszufragen, wo genau sie hingegangen ist. Ein Mal hat sie geweint und gesagt, sie

könne sich nicht einmal in Ruhe die Haare waschen, ohne noch durch die geschlossene Tür seine Ungeduld zu spüren. Und er sagt, in ihren Flitterwochen habe meine Mutter so intensiv gelesen, dass sie nichts zu sagen hatte, wenn sie aus dem Buch wieder auftauchte. Sie fand das Buch sogar interessanter als Kaschmir, von ihrem Ehegatten ganz zu schweigen.« Sonia hatte die Liebe zu Büchern von ihrer Mutter geerbt, und die wiederum von ihrem Vater, Siegfried Barbier.

»Was hat sie denn gelesen?«

»*Das Schloss* von Kafka.«

»Für die Flitterwochen eine interessante Wahl – eine scharfsinnige Verfremdung, in Voraussicht auf das, was aus Deutschland werden sollte.«

Während Sonia sprach, skizzierte Ilan in einem Notizbuch ein Porträt von ihr und schrieb auf, was sie zuvor gesagt hatte: *Mein Großvater war im Hochgebirge des Himalaya dem Okkulten auf der Spur, auf einem Esel*. Mit einer kleinen Leica machte er ein Foto von ihr. Er sagte: »Du hast eine interessante Familie und ausdrucksstarke Hände.« Das schmeichelte ihr, und in den kommenden Tagen und Monaten verriet Sonia ihre Familie und sich selbst immer mehr.

Sie leerten den Sake, und Ilan langte unter den Tisch und legte Sonia auf jedes Knie eine Hand. Als sie die Beine zusammenpresste, lächelte er, nahm eine Hand und schob sie ihr in die Bluse. Niemand sah hin, das Personal war entweder diskret oder abgelenkt, und sie waren die einzigen Gäste. Sonia betrachtete ihr Spiegelbild in der Fensterscheibe, mitten im Bambus, spürte eine Hand auf ihrer Brust und hatte das Gefühl, dass ihr Leben sich in zwei teilte, ihr gewöhnliches Leben und dieses Spiegelbild. Und sie spürte, wie ihre Brust unter seiner Hand zu einer Taube wurde.

»Wollen wir nicht zu mir gehen?«, fragte Ilan, aber als sie im Auto saßen, war Sonia nervös. »Ich bin müde«, sagte sie, »ich gehe besser nach Hause.«

»Verstehe.« Er wurde formell und höflich. Er setzte sie ab. »Herzlichen Dank für diesen Abend«, sagte er mit einer Verbeugung.

Auf ihrem Zimmer im Wohnheim legte Sonia sich auf ihr schmales Bett und merkte, dass sie unsagbar betrunken war. Sie setzte sich auf, um nicht länger das Gefühl zu haben, in bodenlose Tiefen zu stürzen, tigerte im grell beleuchteten Flur auf und ab, schwitzte, roch säuerlich, hatte Schüttelfrost, ertrug aber trotzdem die Kleider auf der Haut nicht und zog sich aus. Sie ging ins Bad und trank aus dem Hahn – je mehr Wasser sie trank, desto betrunkenener fühlte sie sich. Sie kniete sich vor die Toilette, würgte das teure Essen heraus – so teuer, dass sie sich von dem Geld einen Monat oder länger hätte ernähren können. Sie ging wieder auf ihr Zimmer, legte sich hin und berechnete den Preis ihrer Entscheidung, Ilan nicht zu folgen, und dieser Preis war, dass sie ungetröstet und allein blieb – bis sie hörte, wie sich auf dem Dachboden das Backenhörnchen zu rühren begann, rumpelnd, als würde es Stiefel tragen und seine Nuss-Vorräte über den Boden rollen. Als es auf dem Weg zum Müllcontainer war, altbackene Baguettes besorgen, rief sie ihm nach »Verschwinde, du bist ein Baumbewohner!«

Das Backenhörnchen starrte sie an. Wenn es ein Baumbewohner war, dann war sie eine Höhlentier.

In der Bibliothek wässerte sie am Morgen darauf nachlässig die Pfennigbäume und sortierte lustlos die Bücher ein. »Ich war mit dem Mann Abendessen, der immer in die Bibliothek kommt«, erzählte sie Marie.

Marie sagte: »Mit diesem alten Typ? Kann der nicht eine in seinem Alter nerven?«

Sonia wurde wütend. »Er ist Maler«, blaffte sie. Ein Künstler konnte andere Gründe haben, sich mit ihr zu befassen.

»Hat von dem schon mal jemand gehört?«

Sonia hatte den Zettelkatalog der Bibliothek durchsucht, das Zeitungsarchiv auf Mikrofilm. Nur ein einziges Mal war sein Name aufgetaucht, als Urheber eines Gemäldes mit dem Titel *Die Diktatoren-gattin* in einer Schweizer Privatsammlung.

»Der ist nicht alt«, sagte Sonia.

»Bestimmt dreißig Jahre älter als du.«

»Ich glaube, das Alter ist nicht das Problem.«

»Aber sicher ist es das«, sagte Marie. »Was Jugend für diese alten Säcke bedeutet, ekelhaft.«

Vor Kurzem hatte Marie ihr gesagt: »Du interessierst dich wohl überhaupt nicht für Jungs. In den drei Jahren, die du schon in der Bibliothek arbeitest, hattest du keinen einzigen Freund. Na ja, ich glaube, das ist eigentlich schlau. Man sollte sich selbst finden, bevor man sich auf jemanden einlässt.«

Ein paar Wochen vergingen, und als Mama und Papa anriefen, schluchzte Sonia wieder.

»Was ist denn los?«

Sie konnte nicht antworten.

»Arbeitest du nicht an deinen Geschichten?«, fragte Mama. »Liest du nichts?« Es konnte wunderschön sein, an einem ganz besonderen Ort einen ganz besonderen Roman zu lesen. Sonia konnte nicht lesen. Sie hatte sich *Anna Karenina* aus der Bibliothek mitgenommen, aber nicht einmal eine Liebesgeschichte in einem tief verschneitem Land konnte sie fesseln.

Zwölf Stunden später riefen sie wieder an. Da weinte sie immer noch und schnappte hysterisch nach Luft, als könnte den Kopf nicht mehr über Wasser halten.

»Wenn du einsam bist, dann melde dich bei Marie«, sagte Mama, die sich den Hörer genommen hatte. »Das ist doch eine nette Frau, oder nicht? Oder gib mir Maries Nummer, dann rufe ich sie an.«

»Nein!« Sie stellte sich vor, wie in dem winzigen Haus am Highway, das Marie sich mit Cole teilte, das Telefon klingelte. Wie dann Mama am Apparat wäre und mitten aus dem fernen Gewühl von Neu Delhi, einer Stadt mit mehr als zehn Millionen Menschen, von denen man sich im Leben unmöglich befreien konnte, erklärte, dass ihre Tochter Marie vor Scham nicht sagen mochte, dass sie einsam war.

»Die ganze Zeit versuche ich so zu tun, als wenn ich nicht einsam wäre!«, antwortete Sonia ihrer Mutter. Wenn man einsam war, schämte man sich, und mit der Scham wurde man nur fertig, indem man sich zurückzog, und davon wurde man einsam.

»Was ist mit dem Jungen aus Bulgarien oder dem von den Philippinen? Denen geht es bestimmt genau wie dir.«

Sonia winkte Lazlo zu, als sie ihn auf dem Pfad am See entdeckte. Er winkte zurück, drehte sich um und ging auf dem gleichen Weg zurück, als hätte er etwas vergessen. Lazlo war rätselhaft, zum Beispiel durch die Ausstrahlung undurchdringlicher aristokratischer Trauer – beim leisesten Anzeichen menschlicher Zuwendung erstarrte er. Wenn man ihn nicht beachtete, erwachte er wieder zum Leben. Einmal hatte Sonia ihn befreit mit hoher Stimme im Magazin der Bibliothek singen hören. »Lazlo!«, hatte sie ihn gerufen, und war er sofort verstummt. Dann, als er geglaubt hatte, sie sei wieder gegangen, hatte er wieder losgelegt, als wollte er sich von seinem Gesang über die Hügel treiben lassen.

Als sie Armando anrief, lud er sie gleich zum Essen ein. Armando war nicht einsam. Die Damen vom Alumni-Netzwerk liebten seine Geschichten über die Handtaschensammlung seiner Mutter, über die vielen Verehrer seiner Schwester und die Geburtstagsessen seines Vaters in Manila, bei denen die Zahl der Gänge immer der Zahl seiner Jahre entsprach.

»Sonia!« Armando riss mit dramatischer Geste die Tür zum Haus des Theaterprofessors auf, zog sie an sich und tanzte mit ihr im Walzerschritt in die Eingangshalle. »Ich muss dir etwas erzählen.«

»Was denn?«

»Ich bin schwul!«, sagte er und verbeugte sich anmutig mit ausgestreckten Armen.

»Ich bin Filipino und schwul! Eine doppelte Minderheit.« In Amerika hatten diese Fakten Tiefe und einen Wert. »Ich glaube, ich habe

es schon immer gewusst«, erklärte er Sonia, »und habe deshalb beschlossen, Priester zu werden.«

Armando stand wie Sonia kurz vor dem Studienabschluss und fand es klug, in den USA zu bleiben, weil das Schwulsein hier leichter sein würde als bei ihm zuhause. Aber wie konnte er einen Job bekommen, der ihm den Umstieg vom Studentenvisum auf ein Arbeitsvisum erlauben würde?

»Erwarten deine Eltern, dass du in den Staaten bleibst?«, fragte Armando.

»Sie möchten, dass ich bleibe, weil die Welt mir dann offen steht und ich hier als Frau freier leben könnte, aber sie sagen, dass sie am stolzesten auf mich wären, wenn ich zurückkäme.«

Sie schwiegen eine Weile und dachten nach. Nach ihrem Abschluss würden sie ein Jahr lang in den Staaten Arbeitserfahrungen sammeln dürfen, aber danach würden sie entweder einen Bürger benötigen oder einen Ehepartner, sonst mussten sie zurück in ihre Heimatländer. Armando band sich Danys Schürze um und rührte in dem Fisch Eintopf auf dem Herd, aus dem die kochenden Tomaten spritzten. Er kochte ein Rezept aus Danys spanischem Kochbuch nach.

»Also, du darfst das aber jetzt niemandem erzählen«, sagte Armando als sie gerade essen wollten, was nicht aus dem Topf gespritzt war. »Versprochen?«

»Versprochen«, bestätigte Sonia und nahm sich vor, nie jemandem Geheimnisse anzuvertrauen, der die Geheimnisse anderer Menschen verriet und sie dabei auf Geheimhaltung einschwor.

»Also«, sagte er. »Letztes Wochenende habe ich mich so gelangweilt, dass ich mich einfach mal umgesehen habe – und da bin ich auf eine Mappe mit Briefen gestoßen.«

Er hatte nicht anders gekonnt, er hatte sie gelesen, und jetzt wusste er, dass Dany einen Lover aus dem Jemen namens Ali hatte, dem er begegnet war, als Ali in London gekellnert hatte, aber inzwischen lebte Ali mit seiner Frau und zwei Kindern in Sanaa. Zwanzig Jahre lang

hatten sich die beiden Männer jedes Jahr zwei Wochen in Istanbul getroffen, auf Danys Kosten, mit einer von Ali zurechtgekrampften Entschuldigung für seine Frau. Armando hatte feuchte Augen. »Ist das nicht *beautiful*, und *soooo sad*?«

»Und so glücklich, und so unglücklich – die arme Ehefrau, der arme Dany, der arme Ali, der arme Hund.«

Ihr war aufgefallen, dass der Mops seinen Ringeschwanz entringelt hatte, dass er am Fenster saß und zur Auffahrt hin starrte, in sehnlicher Erwartung von Danys Rückkehr.

»Weißt du, wen ich gern habe?«

»Wen?«

»Lazlo! Ich muss immerzu an ihn denken. Ich habe ihm einen Liebesbrief geschrieben.«

Kapitel 4

Zurück im Gerstein Chen House versuchte Sonia sich abzulenken. Sie ließ sich ein Bad ein, tauchte im lichten warmen Wasser unter, das nach Eierschalen roch, aber sie konnte sich nicht bremsen – eine Phase ihres Lebens ging zuende, bald würde sie sich eine romantische Erfahrung erkämpfen müssen – war sie nicht vor allem in Amerika, um mit der Liebe zu experimentieren, anonym, in der Gesellschaft eines Menschen, der sie genauso wenig kannte wie sie ihn, eine Erfahrung, die sich vielleicht peinlich oder als Unfall enden würde, für sie aber keine Folgen hätte, diskret bewahrt zwischen den Seiten des Winterbuches?

Tropfnass rief sie aus der Telefonzelle Ilan an.

Er klang entzückt. »Oh, ich dachte, du magst mich nicht. Komm sofort her! Ich arbeite die ganze Nacht.«

Der Weg zum Haus war weiter, als sie zu Beginn ihrer Wanderung geschätzt hatte. In der Schneise zwischen Bergen aus weggepflügtem Schnee stapfte sie hügelan und hügelab, die beißende Kälte schlug ihr ins Gesicht. Über eine Auffahrt ohne Gatter arbeitete sie sich eine Landstraße hinauf, die sich durch einen Wald wand. Unter sich sah sie ein mondbeschienenes Tal und ein Geschwader Rotwild, schwarze Schatten, die geräuschlos durch das Silber zogen. Außerdem sah sie die Schatten der schneebedeckten Schierlingstannen und Schwarznussbäume, des Ahorn, des Korkflügelstrauchs, der Hügel. Ihr Blick fiel auf zwei riesige Pflanzgefäße, aus denen sich hoch ein Schnee-Soufflé erhob, dahinter zeichnete sich ein Haus ab – kannelierte Säulen, zwei Stockwerke hoch, eine Zimmerflucht, erleuchtet.

Ilan öffnete die Tür zu einem Eingangsbereich, der von einer Totemfigur mit einem großen Schnabel beherrscht wurde; geschnitzt aus versteinertem Farn und von der Insel Malekula, wie Sonia später erfahren würde. Das Zimmer dahinter war leer, abgesehen von ein paar aufgebockten Tischen voller Bücher und Objekte; einem vornehmen, mit gelbem Samt gepolsterten Diwan; zwei japanischen Wandschirmen, ein jeder auf eine Länge von zwölf Metern ausgezogen, bemalt mit Tusche auf angegrautem wurmstichigen Papier, Berge und Wasserfälle auf dem einen, Inseln im Meer auf dem anderen. Auf dem Fensterbrett über der Heizung trocknete in einer Keramikschale intensiv duftendes Marihuana. Ilan stand an einem Tisch voller Fotos, in einem Morgenmantel aus Tweed.

»Sieh mal, Sonia, das ist meine Mutter!« Er reichte ihr das Foto einer jungen Frau, die dunklen Haare auf einer Seite elegant gewellt, eine behandschuhte Hand elegant ausgestreckt, ein eleganter Fuß in einem eleganten Schuh mit flachem Absatz mit Schwung in die Luft gestreckt, während man ihr am Anleger eines Hotels aus einem glänzenden, mit Holz verkleideten Boot half, das aussah wie ein Wasserkäfer. Hoch über ihr zerklüftete Berge wie abgeschlagene Pfeilspitzen, im Kontrast zu einem See, dem man ansah, wie verträumt und verlockend er war.

»Wo ist das?«

»Vor dem Grand Hotel Serbelloni am Comer See. Im Sommer kann man auf der anderen Seite im Lago di Lecco schwimmen, da gibt es weniger Bootsverkehr und nicht so viele schreckhafte dünne Wasserschlangen. Das Wasser ist ganz weich, fast wie Milch, und während man im noch kaum von der Sonne angewärmten See schwimmt – man darf nicht so dumm sein, die Füße in die eiskalte Tiefe zu strecken, man muss mit den Zehen an der sonnenwarmen Oberfläche planschen –, kann man aufblicken zum Schnee auf den Bergen. Wenn man aus dem Wasser steigt, bibbert man und schüttelt sich goldene Wasserschlangen ab, die zwischen Olivenbäumen verschwinden, deren Blätter auch schimmern und erzittern, Blätter aus dem Wasser des Sees, dann wärmt die Sonne langsam auch dich, du bibberst nicht mehr und verwandelst dich in einen Gecko oder einen Stein – ganz unbeweglich.« Er begutachtete interessiert die Fotografie, als sähe er sie zum ersten Mal. »Aber sieh nur die vielen Kellner und Portiers am Rand: Wie ich reiche Menschen hasse!«

»Aber wenn Du in so einem Hotel gewohnt hast, musst du selbst reich gewesen sein.«

»Deshalb weiß ich, dass alle die Reichen hassen sollten.«

»Und trotzdem genießt du hier deinen Reichtum.« Sonia spürte, dass Abscheu und Vergnügen sich bei ihm die Waage hielten.

»Ja«, sagte er. »Sieh nur, wie glamourös meine Mummy war. Am Nachmittag des Tages, an dem dieses Foto aufgenommen wurde, sah ich im See ihr Spiegelbild und dachte: *Ich bin in meine Mutter verliebt!*«

»Ich dachte, du hast gesagt, sie liebt dich nicht.«

»Stimmt, das tut sie auch nicht.«

»Wo kommt sie her?«

»Die Ahnen ihres Vaters waren Bankiers der Osmanen und gingen dann nach Wien und Paris. Mütterlicherseits geht sie auf Kolonialbeamte in Indien zurück.«

»In Indien?«

»Ich habe doch gesagt, dass ich eine Verbindung zu Indien habe – siehst du, ich weiß schon jetzt etwas über dich.«

Er ging nach dem Marihuana sehen und hackte mit einem Konditormesser darauf ein wie eine Hausfrau mit einem Spatel. Er schraubte eine tragbare Marihuanapfeife zusammen, füllte sie, zündete sie sich mit einem Streichholz an, atmete tief ein und dann in zwei Stößen durch die Nase wieder aus.

»Und dort lebe ich nun, wenn ich nicht hier bin.« Das nächste Bild war aus der Entfernung aufgenommen und zeigte eine völlig andere Landschaft, Ruinen, verstreut in etwas, das wie ein Kaktusdschungel aussah. In der Mitte stand eine in roten Erdtönen gestrichene Mauer, davor eine aus einem einzigen eckigen vulkanischen Felsblock gehauene Feuerstelle. Die Fenster in dieser verfallenen Mauer öffneten sich auf tief darunter liegende Täler, in denen Wolkenherden grast.

»Wo ist das?«

»In Mexiko.«

Sein Leben lang war er unglücklich gewesen, bis er sich nach Mexiko abgesetzt hatte, um Künstler zu werden, wie so viele andere vor ihm, an einen Fluchtort für viele Menschen aus vielen Teilen der Welt. Manche von ihnen kamen aus Europa und waren Krieg und Armut entkommen, andere waren aus anderen Teilen Lateinamerikas ins Exil getrieben worden oder wollten die Revolution unterstützen, wieder andere waren auf der Suche nach Idealbildern des Primitivismus, inspiriert von Artefakten, die sie in den Museen von Berlin und New York gesehen hatten, einige kamen mit dem Geld aus der G.I. Bill und saften sich ihre Erinnerungen aus dem Hirn.

»Warum bist du dorthin?«

»Um des Augenblicks der Ekstase willen: ›Ein Blau ohne Orange wird es nie geben!‹ Das hat van Gogh seinem Bruder geschrieben. Ich wollte alles malen, was ich sah. Ich litt am Stendhal-Syndrom – weißt du, was das ist? Nicht?

An meinem ersten Abend saß ich auf der Plaza einer kleinen, an die Hänge eines rauchenden Vulkans gebauten Stadt. Es roch nach Kopal, religiöser Festlichkeiten wegen, und nach Schießpulver vom Feuerwerk. Ich hörte eine Blaskapelle. Das Geräusch ertönte aus dem Nichts von der einen Seite her, und dann plötzlich von der gegenüberliegenden, dann hoch vom Hügel her. Ich sah riesige Puppen, hinter dem Kloster, über den Baumwipfeln – und dann brach die Musik plötzlich mittendrin ab, als hätte die Musiker eine Warnung aus dem Himmel getroffen, als hätten sie ihre Instrumente fallen lassen und wären davongelaufen.

Ich malte eine Hacienda in sattem Umbra und fror selbst im Sommer, wenn das Licht zu grell war, um draußen etwas zu sehen. Die Tontöpfe, in denen die Quittenbäume wuchsen, waren so alt, dass sie sich wieder in Erde verwandelten, ihre Streifen zogen sich an den Mauern herab, auf denen sie standen – und in den Regalen standen schlesische Kaffeetässchen, rosa und golden, die Farbe blätterte ab, die Griffe waren zu klein für die Finger.

In einer Bergkirche sah ich eine Braut in Schwarz am Arm eines Greises weinen. Ein Bräutigam war nicht zu sehen. Genau wie in Indien konnte ich nicht verstehen, was geschah und warum – kein Buch konnte es befriedigend erklären, und wen man auch fragte, alle sagten etwas anderes. Mir wurde klar, dass ich nach dem Surrealen gesucht hatte, sich aber alles ganz anders verhielt – das Surreale war eine europäische Idee. Die Europäer hatten alles auf den Kopf gestellt. Ich malte einen Binnenfischer, dessen Füße sich in Hyazinthenwurzeln verwandelt hatten, Schuhe hatte er nie besessen.

Ich dachte, Mexiko wäre ein Land, wo ich glücklich sein könnte, auf tiefe Weise. Wo ich unglücklich sein und mich in edlem Unglück einrichten könnte. Das Tragische wird dort auf eine Weise überhöht, die wir hier nicht kennen, und das Glück braucht immer einen Beigeschmack von Traurigkeit.

Die Instandsetzung dieser Ruinen hat Barragán geleitet. Weißt du, wer das ist? Nicht? Was bringen sie dir auf dem College bei?»

»Egal«, er nahm sie an der Hand und zog sie die Treppe hinauf. Oben angekommen, standen sie vor einem Spiegel. »Dein Körper hat Intelligenz. Du bist wie eine Leopardin. Du darfst nie dick werden.«

Von dort aus verzweigte sich die Treppe nach links und rechts in die verschiedenen Flügel des Hauses. Ilan führte sie über die rechte Treppe in ein weiteres spärlich eingerichtetes Zimmer mit einem Messingbett, einem Kamin mit weißen Kacheln und blauen Schiffen darauf. Sie sagte: »Aber es ist eiskalt.«

Er sagte: »Ja, schnell unter die Decke!«

Dann sprang er ins Bett, riss sich unter der Steppdecke die Kleider vom Leib und warf sie spielerisch fort, den Morgenmantel nach rechts, die Hose nach links, die Socken auf die Lampe, die Unterwäsche direkt auf den Mond. Er drehte sich zu ihr und steckte ihr die warme Zunge in den warmen Mund, so frank und frei, dass es überraschend und lustig war.

Sonia fixierte mit ihrem Blick den pockennarbigen Mond, spürte die Mechanik des Geschlechtsverkehrs aus der Distanz, und der erste Sex war vorüber, bevor er richtig begonnen hatte. Sie sah Ilan und sich selbst an, wie sie in schiefen und krummen Winkeln voneinander abgewandt dalagen. Sie ging ins Bad und wusch sich den rostbraunen Schleim ab, der ihr zwischen den Beinen klebte, erleichtert, dass ihr Körper so taktvoll gewesen war. Ihr armer Körper, er hatte sein Bestes getan, ihr zu helfen und sich ihrem Willen zu unterwerfen; er war nicht auf melodramatische Weise dunkelrot angelaufen; er hatte keine Angstlaute von sich gegeben und kein Theater gemacht. Bei ihrer Rückkehr legte Sonia sich ganz gerade auf das Bett, den Kopf auf dem Kissen und die Hände auf ihrem flachen Bauch. Sie fühlte sich leichter, dünner, etwas hysterisch. Sie war überzeugt, dass sie sich falsch verhielt – sie wusste nicht, wie man sich als Frau in so einer Situation verhalten oder was man sagen sollte. »Wir haben vergessen, die Gardinen zuzuziehen«, sagte sie.

Ilan klang überrascht. »Der Blick auf den Schnee ist wunderschön. Dann lachte er. »Du spießige Hausfrau!«

»Nein«, sie war beleidigt, »im Mondlicht sehen wir einfach gruselig aus.«

Irgendwann legte sich Ilan auch auf das mondbeschienene Kissen. Sie schliefen beide, Sonia unruhig, bis mitten in der Nacht ein seltsamer Wind über die Berge her kam, unter den Türen hindurch pff, mit Hexenstimme durch die Fensterritzen jaulte und die ganzen lockeren sitzenden Fenster zum Erzittern brachten.

»Wach auf, wach auf!« Als Sonia aus dem Schlaf schreckte, raste Ilan panisch im Zimmer herum, schaltete die Lampen ein, warf sich Kleider über. »Wach auf, ich erkälte mich, ich erkälte mich! Hilfe!«

Ein Teil von ihr beobachtete ihn interessiert – sie hatte noch nie einen erwachsenen Mann nackt herumflattern sehen –, aber gleichzeitig packte sie auch die Angst. Sie griff hinunter in den Haufen ihrer Kleider auf den Dielen vor dem Bett, und warf Ilan ihren Pullover zu.

In zwei warme Schichten gehüllt, kam er wieder ins Bett und drückte sie erleichtert. Ihr Herz raste noch immer, als sie anfang zu lachen, aus einem Gefühl der Verbundenheit, weil Ilan sich genauso sehr lächerlich gemacht hatte, wie vielleicht auch sie selbst. »Was für ein Auftritt!«, sagte sie.

»Zehn Minuten, und ich werde krank!«

Wenn ein Mann erst einmal von einer schönen jungen Frau errettet wurde und eingekuschelt unter Gänsedaunen liegt, wenn man ihn charmant findet und leise neckt, ist der Mann glücklich. Ilan nahm Sonias Füße zwischen seine.

»Du wärmst meine Füße mit deinen!«

»Machen wir nochmal Liebe?«

»Aber dann musst du dich wieder ausziehen.« Sie war ganz wund zwischen den Beinen.

Als Sonia am nächsten Morgen aufwachte, sah Ilan aus dem Fenster und schützte sich mit gespreizten Fingern vor dem Licht, das den

Raum erfüllte, obwohl die Sonne hinter dem Haus stand; der Schnee warf das Licht zurück, und es fing sich in den Eiszapfen in den Bäumen. Er verwandelte seine Finger in Schlagstöcke. Sonia mochte in diesem nackten Sonnenlicht nicht nackt aus dem Bett steigen. Sie konnte verstehen, warum man als Maler für diese durch den Schnee gereinigte Klarheit weite Wege ging.

Ilan drehte sich zu ihr um und sagte: »Was wenn ich ein Bild male, und dieses Bild wird dein Schicksal? So etwas gibt es.« Er beobachtete sie mit einem Gesichtsausdruck, den sie nicht entschlüsseln konnte.

»Wie das?«

»Nun, wenn man ein guter Künstler ist, wofür ich mich in meinem Narzissmus halte, und jeden Tag arbeitet, bringt man immer mehr von seinem Leben in die Kunst ein, zieht immer mehr von seinem eigenen Leben ab, bis es so leer wird, dass man nicht mehr wagt, es sich anzusehen. So macht man immer weiter, Tag für Tag und Stunde für Stunde, Monat für Monat und Jahr für Jahr, sammelt Material wie eine Elster oder Biene, trägt sein Leben geschäftig herum wie eine Ameise, verzehrt und zerkrümelt es wie ein Regenwurm. Wie eine Elster, eine Ameise, ein Regenwurm, eine Biene, sammeln und versammeln, immer noch einen Krümel deines Lebens in die Kunst tragen, einen Krümel des gewöhnlichen Lebens in das Traumleben, einen Krümel der Wirklichkeit in die Unwirklichkeit, deine Intuition entwickelt sich und du hast einen Finger am Puls.«

»Am Puls von was?«

»Einfach am Puls. Man bekommt die Unterströmungen zu fassen, malt, was geschieht, bevor es geschieht. Manchmal malt man ein Porträt, und Menschen verlieben sich darin, es schenkt ihnen Sinnlichkeit, vielleicht auch endlich Zufriedenheit; oder es verleiht ihnen Mut, Ehrgeiz, und sie leben groß, weil sie jetzt ein Bild von sich haben, das ihnen Mut dazu macht. Dann wieder malt man ein Bild, das Menschen aus der Bahn wirft, ihre verborgene Scham ans Licht bringt oder im Widerspruch zu ihrem Selbstbild steht; das sie verfolgt, ih-

nen die Zukunft weissagt und ihnen zur Falle wird – vielleicht male ich irgendwann ein Bild von dir, das die ganze Welt kennt, und dann wirst du wütend und hast das Gefühl, außerhalb des Gemäldes nicht zu existieren ...«

»Aber das würdest du doch nie tun?«, fragte sie.

»Wer weiß, was ich noch mache? Weißt du, ein wahrer Künstler bist du, wenn noch der Tod des Menschen, den du am meisten auf der Welt liebst, zum Anlass wird zu malen, ein neuer Weg, sich Tiefe anzueignen.«

Sonia spürte die narzisstische Hoffnung in sich keimen, dass sie tatsächlich gemalt werden würde; ein Künstler würde doch sicher nur eine Frau mit einem ungewöhnlichem Gesicht zur Bettgefährtin nehmen. Sie dachte an ihren Großvater, den Maler auf der Jagd nach dem Okkulten, und an ihre Großmutter, der Sonia ähnlich sah. Die Heftigkeit, mit der er gelebt hatte, die Tragödie seines Verschwindens hatten zur Folge gehabt, dass seine beiden Töchter, Sonias Mutter und ihre Tante Meher, den Alltag nicht mehr ertragen konnten.

Ilan beugte sich hinunter, fand neben dem Bett seine Kamera und schoss ein Bild von ihr. »Keine Angst«, sagte er, »du bist ganz schwarzes Haar und ein Auge aus Obsidian. Er riss die Augen weit auf blickte sie direkt an. »Deine Augen sind grau«, beobachtete sie.

»Dunkelgrau, aber bernsteinfarben umrandet, siehst du das?« Er öffnete sie noch weiter, bis sie Eulenaugen waren.

»Ja.«

»Und was meine Augen angeht, bin ich eitel. Außerdem bin ich Maler. Was, wenn das bedeutet, dass ich erblinden werde?«

»Das ergibt keinen Sinn.«

»Stimmt, das ergibt keinen Sinn«, sagte er. »Sollen wir aufstehen und uns mit Erdbeermarmelade glücklich machen?«

*

Eine Woche darauf nahm sie wieder eine Einladung von ihm an, es wurde zur Gewohnheit, dass sie sich jedes Wochenende trafen, und jedes Mal lief ganz genau gleich ab. Sie fuhren hinaus, die Landschaft vermittelte ihnen ein Gefühl der Erhabenheit, sie freuten sich auf das Abendessen im japanischen Restaurant, wo sie nicht mehr extra bestellen mussten; der Kellner trug immer neue Gerichte auf, eine mineralisch duftende Brühe, eine Eiercreme mit Chrysanthemenduft, die sich kaum gesetzt hatte, leuchtender Rogen, der zwischen ihren Zähnen Meerwasser zu versprühen schien, eingelegtes herbstliches Wurzelgemüse. Fast immer waren sie die einzigen Gäste, nur ab und zu erschien am Arm ihres Chauffeurs und einer älteren Pflegerin in einem hellblauen Parka noch eine alte Dame in einem langen Nerzmantel, so tiefschwarz, dass er silbrig glänzte und man sich bei seinem Anblick nicht gewärmt fühlte, sondern fröstelte. Eines Tages erzählte die Pflegerin Sonia auf der Damentoilette, sie stamme aus Malawi und lebe als eine von fünf Bediensteten, alle aus Malawi, in einer Villa in den Hügeln. Als sie Ilan davon erzählte, sagte er: »Ich sollte ihre Porträts malen, alle sechs in einer Reihe vor dem Whale Mountain.«

Nach dem Essen kehrten sie zurück zu Ilan, zuckelten an den beiden Pflanzgefäßen vorbei, auf denen sich das prachtvolle Schneesoufflé türmte; kleine Bröckchen davon erhoben sich und schwebten hin zu den wilderen, formloseren Flocken, auf der Flucht vor den Nadelbäumen. Immer wenn sie daran vorbeikamen, ließ Ilan die Autohupe erklingen, um dem Haus seine Ankunft anzukündigen. »So ein wichtiguerisches Haus«, sagte Ilan, »erbaut von meinem Urgroßvater mit dem Geld aus der Reederei. Es heißt, er habe ein Hausmädchen hierher verfrachtet, das sich umgebracht hat, um seinen Attacken zu entkommen. Vielleicht hat das Licht hier deshalb diese verstörende Qualität. Das Licht vergisst nicht. Ich nutze es zum Malen.«

»Darf ich deine Bilder irgendwann sehen?«, fragte Sonia. Sie hatte über *Die Diktatorengattin* nachgedacht, das Werk, auf das sie in der

Bibliothek den Verweis gefunden hatte, aber sie wollte Ilan gegenüber nicht eingestehen, dass sie recherchiert hatte.

»Nein. Sie sind unvollendet. Ich muss sie schützen.«

»Dann erzähl mir, was du malst – wie in einem Reisebericht.«

»Nein, das verrate ich Dir nicht, sonst verliert meine Malerei ihre Macht, aber ich weiß, dass ich an einem guten Bild arbeite. Wenn ich sehr schön male, fühlt mein Speichel sich *geweiht* an, und meine Ohren fühlen sich an wie mit Pfeffer bestäubt. Aber wenn die Kraft mich verlässt oder meine Malerei ihr Geheimnis verliert, werde ich mich rächen. Und dich mag ich, dich möchte ich hier haben, ich möchte deine Brustwarze nehmen und mir in den Mund stecken.«

Morgens blätterte Sonia Kunstbücher durch, bis Ilan sich in sein Atelier in der Scheune aufmachte, was bedeutete, dass sie gehen musste, wie ihr erklärt worden war. Vor der Abbildung eines Gemäldes, das Menschen auf einer Alpenwanderung zeigte, hielt sie inne. Ein schwarzer Schatten durchschnitt die Leinwand, und aus dem Zuhause ihrer Mutter im Himalaya wusste Sonia, dass Nacht und Tageslicht in den Bergen genau so einfallen, in Form von Streifen und Ungeheuern, von Bergen auf Berge geworfen. Je länger sie bei dem Bild verweilte, das zunächst wie eine liebliche Naturdarstellung anmutete, desto mehr wirkte es wie etwas ganz anderes auf sie – gespielte Natürlichkeit, Figuren, die angestrengt ein bukolisches Tableau nachstellten. Das wirkliche Leben war ein Fake.

»*Unheimlich* ...«, sagte sie, und Ilan kam zu ihr, um sich das Bild auch anzusehen.

Er setzte sich auf den Diwan und lehnte sich zurück – sein Gesichtsausdruck veränderte sich.

Er sagte: »Sonia, sieh da nicht mehr hin. Warum hast du mir dieses Bild gezeigt? Es hat mich durcheinander gebracht.«

»Ich habe es dir nicht gezeigt, du bist zu mir gekommen.«

Er sah sie streng und trotzig an. »Du hast es mir gezeigt. Du hast das Buch aufgeschlagen und ›*unheimlich*‹ gesagt.«

»Warum bringt dich das so durcheinander?« Sie dachte, dass vielleicht das Bild, gewissermaßen ein Bild des Glücks, dazu führte, dass man sich als Mensch einsam fühlte.

In den folgenden zwei Monaten wurde Sonia der Genuss vertraut, nackt und träge unter den Blicken eines anderen Menschen herumzulaufen; sie lernte, dass man, wenn man viel Sex hat, immer noch mehr will, und dass Sex beim Aufwachen oder im Halbschlaf köstlich war. Sie lernte die Freuden kleiner Alltagsintimitäten kennen, des Hinüberlangens auf einen fremden Teller, um sich ein Stück Sushi oder Clementine zu nehmen, des Verzichts auf Förmlichkeiten, des fröhlich lauten, falschen Singens zum Vergnügen des Gegenübers. Und auch die tiefste Freude von allen erlebte sie wieder neu: beim Einschlafen mit jemandem reden zu können, oder mitten in der Nacht, wenn man aufwachte, was in ihr die Erinnerung an das hohe harte Bett wieder wachrief, das sie bei ihren Kindheitsbesuchen in Allahabad mit Mina Foi geteilt hatte: Sie steckten das Moskitonetz unter der dünnen Bauwollmatratze fest, rundherum, aber unweigerlich schaffte ein Moskito es hinein und fing an zu surren, wenn sie sich gerade sicher fühlten. »*Uuf baba, uuf baba*«, wie Mina Foi zu sagen pflegte, in ihrem Nachthemd mit dem Rosenmuster, das damals noch gewagt war, süß nach Kokos-Haaröl duftend, während sie versuchte, das Tier mit beiden Händen totzuklatschen.

Auf gewisse Weise hatte Sonia das Gefühl, wieder ein Kind zu sein, verspielter denn je. Das musste es sein, was die Menschen mit Liebe meinten: Nach außen hin wirkte man erwachsener und wurde mit größerem Respekt behandelt, aber innerlich fühlte man sich kindischer, befreit, voller Lachen. Aber wenn man Single war, fühlte man sich wie ein guter, braver Erwachsener, lebte entsprechend und wurde dabei wie ein Kind behandelt. Blieb man sein Leben lang allein und war nicht wohlhabend – wieder fiel ihr Mina Foi ein –, wurde man für einen Schwachkopf gehalten.

Mina Foi war es gewesen, von der die erste geflüsterte Warnung

stammte, Männer könnten Wölfe sein, hinter einer ganz normalen Fassade. »Du bist noch zu jung dafür, aber ich sage es dir trotzdem, also pass auf dich auf.«

Mina Foi war es gewesen, die Sonia angespornt hatte: »Geh und such dein Glück, mein Schatz. Mach es nicht wie ich.«